Beiträge zur Geschichte des Gubener Tuchmacherhandwerks.

Unter besonderer Berücksichtigung der Zeit der sächsischen Herrschaft 1635—1845

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

genehmigt von der Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

Von

Gudrun Thoß
aus Neuruppin

Tag der mündlichen Prüfung: 24. 2. 1938
Tag der Promotion: 29. 6. 1938

Druck: Karl u. Richard Hoffmann, Charlottenburg, Schillerstr. 44.

P 38

Referent: Prof. Dr. Jecht,
Korreferenten: Prof. Dr. Wiskemann,

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinem Vater,

der für Deutschland starb

Inhaltsübersicht.

Seite

Teil I:
Einführung.

Die geographische Lage Gubens unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die wirtschaftliche Struktur der Stadt und die Zeit der ersten gewerblichen Entwicklung. 1

Teil II.
Das Gubener Tuchmacherhandwerk zur Zeit der sächsischen Herrschaft (1635—1815)

1. Die innere Struktur des Handwerks und ihr Einfluß auf die Entwicklung des Tuchmachergewerbes. 28
2. Die Wirtschaftspolitik und die Absatzgestaltung in ihrer Einwirkung auf das Gubener Textilgewerbe. 48
3. Die Tuchscherer und die Tuchbereiter und ihr Verhältnis zu den Tuchmachern. 63
4. Anhang zur Vervollständigung des Bildes vom Kampf der Tuchmacher um ihr Bestehen und ihre Geltung: die Erweiterung der Privilegien der Leineweber und die dadurch hervorgerufene Schmälerung der Rechte der Tuchmacher. 75

Teil III.
Guben unter preußischer Herrschaft von 1815—1845.

Anhang. 108

Literaturverzeichnis. 109

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist aus dem Wunsch heraus entstanden, viele fleißige Tuchmachergenerationen der Gegenwart in Erinnerung zu bringen. Die Tapferkeit und die entsagungsvolle Arbeit, mit der die Tuchmacher früherer Jahrhunderte in Guben den Standort der heutigen bedeutenden Tuchindustrie begründeten, ist einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen. Soweit ich auch die Spuren des Lebenskampfes dieser ehemals politisch und wirtschaftlich hartbedrängten Grenzlandbewohner in der Geschichte zurückverfolgte: ich fand kaum einmal einen Hinweis dafür, daß die Vergangenheit würdigende und ehrfurchtsvolle Betrachtung ihrer Arbeit erfahren hat; den größten Teil der Akten, vor allem die Akten im Preußischen Geheimen Staatsarchiv, fand ich unberührt vor.

Der Versuch, Kampf und Schicksal der Gubener Tuchmachergeneration der Gegenwart wieder nahe zu bringen, ist mir eine um so schönere innere Verpflichtung, als auch mein Urgroßvater, Louis Kemmler, während eines langen arbeitsreichen Lebens dazu beitrug, das Gubener Tuchmachergewerbe zu wirtschaftlicher Blüte empor zu entwickeln.

Allen, die mir halfen, meinen Wunsch einer lebendigen Darstellung der Vergangenheit zu verwirklichen, danke ich mit besonderer Wärme, weil sie zu einer Arbeit beitrugen, die ich als Aufgabe empfand. An erster Stelle möchte ich meinen Dank meinem lieben, hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Horst Jecht für seine ernste wissenschaftliche Führung aussprechen. Auf das herzlichste danke ich ebenfalls Seiner Magnifizenz, Herrn Professor Dr. Erwin Wiskemann. Auch Herrn Rittmeister und Fabrikbesitzer Ernst Lehmann-Bärenklau und Herrn Dr. Rudolf Lehmann-Senftenberg, bitte ich, meinem besonderen Dank für ihre warmherzige, kameradschaftliche Hilfe an dieser Stelle noch einmal Ausdruck verleihen zu dürfen.

Gudrun Thoß.

Berlin, 4. Dezember 1937.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543927_0179

Teil I.

Einführung:

Die geographische Lage Gubens unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die wirtschaftliche Struktur der Stadt und die Zeit der ersten gewerblichen Entwicklung.

Guben liegt in der östlichen Niederlausitz. Der fruchtbaren Odertiefebene ist es unmittelbarer benachbart als der sandigen Ebene, in der die Ausläufer des Lausitzer Gebirges enden. Diese sandige Ebene, die sich beiderseits der Neiße hinzieht, reicht von der Oberlausitz bis Forst. Trotz der günstigen Lage in der Nähe der Oderniederung und trotz der allgemein bekannten Tatsache, daß Guben die landschaftlich reizvollste Stadt der Niederlausitz ist, geben jedoch die sandige Heide und die Kieferwälder auch seiner Umgebung das eigentlich charakteristische Gepräge. Die Niederschlagsarmut, für die die Niederlausitz und auch Guben bekannt sind [1]) wirkt sich so aus, daß Guben nicht erheblich vom Landschaftsbild der übrigen Niederlausitz abweicht [2]).

Die frühe Entwicklung des Gewerbelebens kann man in einen ursächlichen Zusammenhang mit dieser Kargheit der Landschaft bringen; denn die Mühseligkeiten einer Be-

[1]) Standke, S. 11; Musäus, S. 7.

[2]) Müller, S. 6, sagt allerdings, daß Guben klimatisch eine Sonderstellung in der Niederlausitz einnimmt, weil seine Lage am Südabhang der Staumoräne einerseits und im Neißetal andererseits sehr günstig ist. Vgl. unten, S. 82 Anm. 2, die Angaben von Lehmann über den Sandgehalt des Bodens; auf eine klimatische Sonderstellung, die Guben aus dem Landschaftsbild der Niederlausitz heraushebt, lassen diese Angaben nicht schließen. Es ist trotzdem, wie oben schon bemerkt wurde, festzustellen, daß Guben die günstigste Lage von allen Städten der Niederlausitz hat.

bauung solchen Bodens und das Mißverhältnis des Arbeitsaufwandes zum Ertrage weisen von selbst auf das handwerkliche Schaffen als die lohnendere Tätigkeit hin. Die Abhängigkeit der Bevölkerung von ihrer Arbeitskraft als einziger Reichtumsquelle hat Schmoller in ihrer Schicksalhaftigkeit sehr klar gezeichnet, wenn er sagt: „Diese Lande waren von der Natur bestimmt, entweder arm und sparsam bevölkert zu bleiben, oder durch große Anstrengung und hochgespannte politische und volkswirtschaftliche Organisation reich und mächtig zu werden."[3])

Zu diesem das Gewerbe begünstigenden Umstand kommen andere Faktoren, die in besonderem Maße einem Tuchmachergewerbe die Standortvoraussetzungen zu geben im Stande waren:

1.) die sandige Heide in der Umgebung von Guben eignete sich gut zur Schafzucht, die ihrerseits den Rohstoff: Wolle lieferte. Hildebrand schreibt, daß „die Bischöfe von Meißen von uralter Zeit an Sorge für die Anlegung von Ratsschäfereien im Osten trugen."[4]) In besonderem Maße wurde die Schafzucht in Meißen im 15. Jahrhundert gepflegt. In dieses Jahrhundert fällt nach Hildebrands Untersuchungen der Beginn einer bewußt rationellen Wolleveredlung. Die ältesten Zeugnisse, die in Guben erhalten sind, weisen allerdings erst in das 16. Jahrhundert: im Jahre 1545 — so übermittelt uns ein altes Rechnungsbuch — wurde die Heideschäferei eingerichtet[5]). Da andererseits im 16. Jahrhundert allgemein eine rege Bautätigkeit einsetzte — es wurden die Stadtmauern und die Tortürme erneuert, man baute eine Stadtziegelei und einen Deich bei Niemaschkleba[6]) — ist anzunehmen, daß die Anlegung dieser Schäferei ebenfalls auf das Bedürfnis der Verbesserung der bestehenden Verhältnisse zurückzuführen war. Lehmann ist auf Grund seiner umfangreichen Forschungen über die Niederlausitz zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Niederlausitz in den frühen

---

[3]) Schmoller, „Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen", S. 3.

[4]) Hildebrand, S. 195, Anm. 34, Bd. VI.

[5]) „Niederlausitzer Mitteilungen", S. 403, Bd. IV.

[6]) Ebenda.

Jahrhunderten (vom 13. bis zum 16. Jahrhundert etwa) vorwiegend Rohstoffgebiet für die umliegenden Gebiete und für die Oberlausitz gewesen ist[7]). Bei diesen Rohstoffen handelte es sich im besonderen außer Hafer, Roggen usw. — um Wolle.

2.) Ein weiterer günstiger Umstand war das Vorkommen von Färberröte, auf das wir mit einer gewissen Sicherheit schließen können, wenn auch kein Beweis dafür zu erbringen ist. Hildebrand[8]) hat von dieser Färberröte berichtet, ohne sie allerdings näher zu beschreiben. Er nennt sie „deutsche" oder „polnische Cochenille". Von dieser Röte sagt Hildebrand; daß sie in den sandigen Ebenen der Mark wuchs, und daß dieselbe Röte auch in Polen und in der Ukraine gebaut worden sei. Die „deutsche Cochenille" war der französischen und levantinischen ebenbürtig und sogar überlegen. Bis zum Dreißigjährigen Kriege ist sie fast ausschließlich verwandt worden, da sie außer dem Vorzug, eine sehr gute Röte zu liefern mühelos gewonnen werden konnte[9]).

Hildebrand betont, daß die „deutsche Cochenille" nicht identisch ist mit Krapp, über dessen Vorkommen in der Niederlausitz nichts überliefert ist[10]). Krapp und die „deutsche Cochenille" haben den Ausführungen Hildebrands nach dennoch gemeinsam, daß sie leicht bereitet werden konnten; außerdem war der Preis für beide Arten Färberröte niedriger als der von Waid[11]) und ihre Verwendung erforderte keine besondere Kunstfertigkeit des Fär-

---

[7]) Lehmann, „Geschichte des Markgrafentums Niederlausitz", S. 114 f.

[8]) Hildebrand, S. 204 f., Bd. VI.

[9]) Leider war es nicht möglich, eine Spur dieser Pflanze in den Gubener Archivakten oder in Beschreibungen der Niederlausitzer Pflanzenwelt zu finden. Wir müssen uns allein auf die Ausführungen von Hildebrand stützen.

[10]) Allerdings machte Friedrich d. Gr. den Versuch, Krapp in der Niederlausitz anzubauen. Ob ihm dieser Versuch geglückt ist und ob man mit der Möglichkeit rechnen darf, daß Krapp auch schon in früheren Jahrhunderten in der Niederlausitz vorgekommen sein kann, ist nicht festzustellen. Ueber den Anbauversuch vgl. unten S. 68.

[11]) Jecht, S. 43.

bers[12]). Zu diesen Vorzügen, die der Krapp und die „deutsche Cochenille" was ihre Verwendung in Guben betrifft — vor dem Waid hatten, kommt noch ein anderer günstiger Umstand hinzu: Krapp konnte verhältnismäßig leicht nach Guben gebracht werden, denn es kam kaum ein Schiff oderabwärts, das nicht Färberröte mitsichführte. Die Möglichkeit, daß Färberröte nach Guben gebracht wurde, ergibt sich weiterhin daraus, daß Schlesien[13]), das klassische Land des Krappanbaues, seine Färberröte von Breslau aus oderabwärts und an Guben vorbei nach der Ostsee schickte. In der Oberlausitz, in der Umgebung von Lauban[14]), wurde Krapp ebenfalls gewonnen. Allerdings ist der Krapp der Oberlausitz vermutlich nicht ausgeführt, sondern in den eigenen Tuchmacherstädten verwandt worden. Aber auch in Böhmen blühte der Krappanbau[15]), und ein großer Teil nahm seinen Weg oderabwärts nach der Ostsee. Auf Grund dieser Tatsachen darf angenommen werden, daß es an Färberröte in Guben ebensowenig mangelte wie an Wolle. Anders steht es allerdings um den Waid, der das wichtigste Färbemittel des vorkapitalistischen Zeitalters war[16]). Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß er wenn auch nur in ganz geringen Quantitäten bei Guben wuchs. Warburg[17]) schreibt, daß er sich an den Weinbergen und Flußufern Brandenburgs und der Lausitz häufig fand.[18]). Gegen den Waidbau bei Guben sprechen freilich die großen Schwierigkei-

[12]) Jecht, S. 71.

[13]) Fechner schreibt Schlesien dieselbe Bedeutung für die Röteerzeugung zu, wie Thüringen sie für die Waidproduktion hatte; er nennt die Stellung Schlesiens monopolartig. Fechner, S. 291.

[14]) Jecht, S. 59, Anm. 4.

[15]) Reinhardt, S. 122, Bd. IV, Teil 2.

[16]) Sombart läßt die Epoche des Frühkapitalismus in der Mitte des 15. Jahrhunderts beginnen. Sombart, S. 14, Bd. II, 1. Halbbd. 1927.

[17]) Warburg, S. 72, Bd. II.

[18]) Nach den Feststellungen Jechts braucht Waid fetten Boden und mildes geschütztes Klima. Soweit Waid in der Umgebung Gubens vorgekommen sein kann, mag er sich daher nur an wenigen fruchtbaren und klimatisch begünstigten Stellen an den Hängen und Ufern der Neiße gefunden haben. Die Quantität des gewonnenen Waid kann infolgedessen nur eine sehr begrenzte gewesen sein. Dieser Rückschluß stimmt mit dem überein, was über die Beschaffenheit der Gubener Tuche zu vermuten

ten, mit denen die Waidbereitung verbunden war[19]). Da aber blaue Tuche in Guben sehr wahrscheinlich erst viel später hergestellt wurden[20]), ist die Frage der Anbau- bzw. der Beschaffungsmöglichkeit dieses dritten, zur Tuchherstellung wichtigen Rohstoffes für die Zeit der Anfänge der Tuchmacherei nicht von Bedeutung.

Mit dem Vorhandensein von Schafzucht und Rötebau sind die notwendigsten Erfordernisse für eine Entfaltung des Tuchmachergewerbes gegeben. Einen ausschließlichen Export von gewerblichen Rohstoffen - wir beziehen uns hier auf die Möglichkeit, daß Guben und seine Umgebung nur Rohstoffquelle war — gab es im Mittelalter nicht[21]).

Jecht vertritt den Standpunkt, daß durch die verhältnismäßig konstante Aufnahmefähigkeit des lokalen Marktes - das Handwerk ist hier als gegeben vorausgesetzt - diesem Markte im Mittelalter eine hohe Bedeutung für die Gewerbe zugekommen ist. Es gab deshalb, folgert Jecht, im Gegensatz zur heutigen Wirtschaftsorganisation kein reines Exportgewerbe[22]).

Diese niemals ausgeschaltete Bedeutung des lokalen Marktes im Mittelalter hat — wenn wir die Ansicht Jechts als Ausgangspunkt nehmen — andererseits einen grund-

---

ist. (Vgl. unten S. 18 und S. 64). Es ist trotzdem nicht ausgeschlossen, daß, falls Bedarf vorlag, Guben Waid einführte. Van Nießen (S. 44) hat in den Zollrollen der Stadt Frankfurt a./O. aus dem 14. Jahrhundert festgestellt, daß Waid oderabwärts gebracht wurde. Guben konnte also, da es am Oderhandel beteiligt war, Waid auf dieselbe Weise beziehen wie Krapp.

[19]) Ueber die Schwierigkeiten der Waidbereitung und über die vielen mißglückten Versuche in Schlesien, ihn anzubauen und eine gute Farbe aus den Kräutern zu gewinnen, berichtet eingehend Fechner: S. 291 ff.

[20]) Die Anfertigung blauer Tuche erforderte eine hochentwickelte Färbe- und Webtechnik; den Gubener Tuchmachern war es daher erst im ausgehenden 18. Jahrhundert möglich, blaue Tuche herzustellen.

[21]) Es sind hier nur die deutschen Verhältnisse berücksichtigt, weil nur sie in diesem Zusammenhange interessieren. Es gab im übrigen in der Tuchmanufaktur Länder mit Rohstoffproduktion für das Ausland. Es ging zum Beispiel bis in das 15. Jahrhundert hinein die gesamte englische Wolle nach Deutschland und Flandern. Hildebrand, S. 199 f., Bd. VI.

[22]) Jecht, S. 77.

sätzlichen Anreiz zur Entfaltung des Gewerbes an rohstoffnahen Märkten dargestellt.

Trotzdem kann die Bedeutung der Tucherzeugung hinter der der Wollgewinnung oder der der Farbstoffbereitung zurückgeblieben sein. Diese Tatsache ist bei Schlesien, noch stärker aber bei Thüringen, zu beobachten. In Thüringen überwog der Waidanbau die Tuchproduktion bei weitem. Trotzdem waren Erfurt und Eisenach Standorte eines bis ins 13. Jahrhundert zurückreichenden Textilgewerbes[23]). Schlesien war das Land der Wolle und des Krapp, und auch Schlesien entwickelte schon in frühen Jahrhunderten ein Tuchgewerbe[24]).

Von gleicher Bedeutung wie die Rohstoffbeschaffung waren für die Entfaltung der Tuchmacherei die Absatzmöglichkeiten, die ihrerseits von der Verkehrslage maßgebend bestimmt wurden. Wenn deshalb jetzt über sie zu sprechen sein wird, so muß vor allem die mittelalterliche Handelsstraßenpolitik betrachtet werden, da durch sie die Züge der Kaufleute nicht selten ebenso nachhaltig bestimmt wurden, wie durch die naturgegebenen Wege.

Eine kurze Schilderung, die Lehmann[25]) von der Straßenlage Gubens gibt, sei vorangestellt:

„Auf einer Anschwemmung zwischen Neiße und Lubst, die erst gesichert werden mußte, entstand schon vor 1200 eine (wendische) Handelsniederlassung. Ihre Lage an der Stelle des Flusses (an der Neiße), wo er schiffbar wurde und im Schnittpunkt zweier Verkehrswege, von denen der

[23]) Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 366: Er weist in Erfurt im Jahre 1289 viele Gewandschneider nach. Das würde allerdings wenig vom Umfang der Produktion erkennen lassen, wenn Schmoller nicht zugleich von zahlreichen Wollenwebern sprechen würde. Obgleich die Tucherzeugung im Schatten der weitaus größeren Waidproduktion stand, muß sie schon im 14. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung erlangt haben. Vgl. auch Straßburger, S. 48.

[24]) Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 438; schildert das Wolleschlagen und Spinnen im 14. Jahrhundert in Schlesien und ermöglicht dabei einen Einblick in die Differenzierung des Arbeitsprozesses in Schlesien, die an die der hochentwickelten westl. Tuchmanufaktur erinnert, trotzdem das Handwerk bis zum 17. Jahrhundert nie die Bedeutung, die der Wolle- und Rötehandel hatte, erreichte.

[25]) Lehmann, „Aus der Vergangenheit der Niederlausitz", S. 71.

nach dem Ordenlande 1243 urkundlich bezeugt ist, war eine außerordentlich günstige“ [26]).

Wir wenden uns zunächst der Betrachtung des in der Schilderung von Lehmann erwähnten Wasserweges zu, weil er ursprünglich eine größere Rolle als die Landstraße spielte; auf diese werden wir im Anschluß an die Ausführungen über den Neiße-Oderweg eingehen.

Unweit von Guben mündet die Lausitzer Neiße in die Oder. Schon früh wurde in Guben erkannt, daß ein Sicheinschalten in den Oderhandel von großer wirtschaftlicher Tragweite war [27]). Deshalb erwarb Guben — obgleich es schon durch die schiffbare Neiße mit der Oder verbunden war — im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts das an der Oder gelegene Dorf Niemaschkleba. Die Verbindung mit der Oder durch die schiffbare Neiße blieb trotzdem ungleich wichtiger. Guben war auf diese Weise zweifach mit dem Wasserwege verbunden, der die strebsamsten deutschen Ostlande: Brandenburg, Schlesien [28]) und — im Südosten — das frühentwickelte Böhmen mit der Ostsee verband [29]). Oderabwärts und oderaufwärts sicherte sich

---

[26]) Wenn Lehmann sagt, die Verkehrslage Gubens sei eine außerordentlich günstige, so beurteilt er die Lage Gubens von den Niederlausitzer Verhältnissen her; die Verkehrslage der Niederlausitz war — allgemein betrachtet — ungünstig.

[27]) Guben schickte in den frühen Jahrhunderten soviel Wein oderabwärts, daß van Nießen behauptet, der Wein sei — außer den Heringen — das bedeutendste Frachtgut gewesen, das im 14. Jahrhundert über Frankfurt seewärts ging. Van Nießen S. 48. Auch Schmoller, „Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen“, S. 18, erwähnt die Verschiffung des Gubener Weins oderabwärts. Aber der Schmollerschen Darstellung nach ist die Bedeutung des Gubener Weinhandels doch keine so große wie van Nießen annimmt. Ueber den Umfang des Verkehrs auf der Oder gehen die Meinungen Schmollers und van Nießens auseinander. Vgl. unten S. 11.

[28]) Polen verlor 1339 Schlesien an Böhmen.

[29]) Allerdings hatte der Oderhandel nach der Ansicht von Hübsch für Böhmen bei weiten nicht die Bedeutung die dem Elbehandel zukam. Seiner Auffassung gibt Schmoller recht, wenn er sagt, daß im 13. und 14. Jahrhundert nur die Schiffahrt zwischen Frankfurt und Stettin sich über die lokale hinaus zur territorialen entwickelt habe. Schmoller, „Ueber die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen“, S. 17 f.: Eine um so aktivere lokale Wasserstraßenpolitik betrieben oberhalb Frankfurts Guben, Sommerfeld und Krossen,

Guben Schiffahrtsrechte. Schon 1298 besaß es das Privileg, Oderschiffahrt ohne Erlegung des Fürstenberger Zolles zu treiben[30]). Auch gegen den Frankfurter Oderzoll führte Guben bis weit in das 18. Jahrhundert hinein einen heftigen Kampf. Freie Schiffahrt oderaufwärts wurde Guben 1401 vom Markgrafen von Mähren garantiert. Er gebot, von Guben oderaufwärts (von Mähren oderabwärts) die gleichen niederen Zollsätze wie von den brandenburgischen Frankfurtern zu nehmen[31]).

Um ein Bild über die Bedeutung der Oder für Guben gewinnen zu können, läßt es sich — wenn die Betrachtung nicht einseitig auf die Ganderschen Annahmen beschränkt bleiben soll — nicht vermeiden, einen allgemeinen Ueberblick über die Forschungsergebnisse derer, die sich mit der Oder als Handelsweg beschäftigt haben, zu geben.

Es ist zunächst einmal festzustellen, daß die Meinungen über die Oderschiffahrt und ihre Bedeutung vom 13. bis zum 15. Jahrhundert verschieden sind. Besonders stehen sich Schmoller und van Nießen in ihren Ansichten gegenüber. Schmoller vertritt den Standpunkt, der Oderhandel habe oberhalb Frankfurts bis zum Ende des 14. Jahrhunderts nur geringe und nur lokale Bedeutung gehabt. Für das 12. und 13. Jahrhundert gibt van Nießen das zu und sagt, daß der Oderhandel im Winter ungefähr für vier Monate unterbrochen war und daß man nicht mit Bestimmtheit annehmen kann, daß die Oder in der heißen Jahreszeit genug Wasser gehabt habe[32]). Außerdem ist die Ladefähigkeit der Kähne eine sehr geringe gewesen; sie betrug nur 12 Tonnen[33]). Aber um 1300 schon, behauptet van Nießen, habe der Oderhandel Frankfurts seine größte Blüte er-

[30]) Gander, S. 515, sagt: „Uralt war die Befreiung hiesiger (Gubener) Bürger vom Zoll in Fürstenberg. Nur, wenn sie mit fremden Schiffen fuhren, zahlten sie ihn von ihren Waren zur Hälfte. Schon 1286 schützte sie Heinrich der Erlauchte bei diesem Recht. Und 1316 geschah dasselbe durch Markgraf Johann von Brandenburg, der dem Zollerheber untersagte, von den Gubenern den Zoll zu nehmen. Auch von Zoll und Niederlage in Frankfurt war Guben befreit". Dasselbe bei Kloeden, S. 81, Stück 2.

[31]) Gander, S. 516.

[32]) Van Nießen, S. 87.

[33]) Ebenda, S. 88. Vgl. dagegen die heutige Ladefähigkeit von 550 t.

langt[34]). Im Gegensatz zu Schmoller, der von den vergeblichen Bemühungen Karls IV. um die Regulierung der Oder spricht[35]), betont van Nießen[36]), daß man nicht glauben könne, daß dem Befehl Karls IV. nicht Folge geleistet worden sei, da er „mächtig genug war, um seine Pläne durchzusetzen". Gander vertritt die Ansicht van Nießens und mißt der Oderschiffahrt im 14. Jahrhundert — besonders der Schiffahrt oberhalb Frankfurts — größere Bedeutung als Schmoller bei. Die eigentliche Blüte des Oderhandels legt Schmoller in das 15. und 16. Jahrhundert und sagt, daß im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Elbehandel hinter dem Oderhandel zurückgeblieben ist[37]). Diese Ansicht Schmollers teilt Beckmann; er schreibt, daß zwar im 14. Jahrhundert Wehre mit einem 16 Ellen breiten Durchmesser erbaut worden sind, daß dann aber diese Durchlässe wieder bis auf 4 Ellen mit Holz und Steinen verstopft wurden[38]). Gegen diese Aeußerung Beckmanns und gegen die Schmollersche Ansicht, der Oderhandel oberhalb Frankfurts sei bis zum 15. Jahrhundert bedeutungslos gewesen, wendet van Nießen ein, daß „1337 durch Johann von Böhmen zwischen Brieg und Krossen — also oberhalb Frankfurts — alle Hindernisse aus dem Strom entfernt werden und daß man diesen auf das alte Königsmaß von 16 Ellen schiffbar machen sollte"[39]). Van Nießen glaubt, daß dieser Anordnung Folge geleistet worden ist; es war seiner Meinung nach kein Grund vorhanden, es nicht zu tun, weil die Interessen der beteiligten Städte und Territorien dadurch in keiner Weise verletzt

34) Van Nießen, S. 91.

35) Schmoller, „Studien über den wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen", S. 17.

36) Van Nießen, S. 95.

37) Schmoller, „Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen", S. 16. Diesem Aufschwung, den der Oderhandel nahm, wurde im Jahre 1551 durch die Odersperre ein Ende gemacht. Die Blüte des Oderhandels war damit vorbei (S. 20). Erst im Zeitalter der Merkantilpolitik dachte man wieder an die dringende Notwendigkeit der Oderregulierung. 1720 wurde die Schiffbarmachung in einer Breite von 16 Ellen angeordnet, es war aber nicht möglich, die Oderregulierung durchzusetzen. Fechner, S. 16.

38) Van Nießen, S. 94, Anm. 1.

39) Van Nießen, S. 94.

wurden. Genau so energisch, fährt van Nießen fort, wie sich Karl IV. für die Oderregulierung einsetzte, tat es sein Nachfolger Sigismund, der sich darüber mit seinem Bruder, dem Beherrscher Schlesiens, und mit Pommern einigte[40]). Unter seiner Regentschaft (1411—1437) läßt Schmoller den Uebergang von der lokalen zur territorialen Oderschiffahrt beginnen; in diese Zeit fallen nach Schmoller die Anfänge der zunehmenden Bedeutung der Oder als Handelsweg.

Dieses Für und Wider der Meinungen entstand dadurch, daß die Quellen keinen Aufschluß darüber geben, ob die Oder im 14. Jahrhundert schon in ihrem gesamten Lauf schiffbar gemacht wurde. Schmoller und van Nießen machen diese Frage dadurch zu einer grundsätzlichen, daß sie die Bedeutung des Handelsverkehrs auf der Oder von den Interessen geschlossener Territorien an der Regulierung der Oder abhängig machen. Eine Stellungnahme zu der Frage der Anfänge des territorialen Oderhandels und seiner Voraussetzungen würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Einleuchtend ist — soweit muß der Auffassung Schmollers beigepflichtet werden —, daß ein Territorium über wirksamere Mittel verfügt, derartige Pläne zu verwirklichen, als eine Stadt oder ein König, dessen Befehle nicht direkt wie die eines Territorialherrn, sondern - in den entfernten Odergebieten - durch Beauftragte ergehen[41]).

Für Guben ergibt sich - auch Schmollers Ausführungen lassen es erkennen , daß seine Schiffahrt durch einen lokalen Oderhandel von Stadt zu Stadt im 14. Jahrhundert größere Bedeutung als in späterer Zeit gehabt hat. Auch Ganders Urkundenbearbeitung gibt — trotzdem er grundsätzlich die Ansicht van Nießens vertritt — der Auffassung Raum, daß die Stadt Guben und nicht das Niederlausitzer Territorium eine sehr aktive Oderpolitik trieb. In dem Maße, in dem der Oderverkehr Angelegenheit der

---

[40]) Ebenda, S. 96.

[41]) Brandenburg wurde erst dadurch Territorium, daß Sigismund den Burggrafen Friedrich von Nürnberg 1415 mit Brandenburg belehnte. — Das ist die Zeit, in die Schmoller den Beginn des Ueberganges vom lokalen zum territorialen Oderhandel legt.

Territorien wurde, sank die Bedeutung der Gubener Schifffahrt[42]), da die Territorien den Oderhandel in ihren großen Städten: in Breslau, Frankfurt und Stettin zu zentralisieren begannen.

Diese Entwicklung, die die kleinen Städte: Guben, Krossen, Sommerfeld zugunsten der großen Städte Breslau, Frankfurt, Stettin von der Oder fortdrängte, hat zugleich die Frage, ob der Wasserweg oder die Landstraße in den kommenden Jahrhunderten von größerer Wichtigkeit für Guben werden sollte, dahin entschieden, daß der Oder kaum noch und den Straßen allein Bedeutung zukam.

Ueber den Verlauf der Handelswege und über die Städte, die sie in der Niederlausitz berührten, stehen sich — ebenso wie bei der Frage nach der Bedeutung der Oder - zwei grundsätzlich voneinander abweichende Meinungen gegenüber:

Van Nießen, Heller, Musäus und Hübsch sind davon überzeugt, daß nur Nebenwege durch die Niederlausitz führten. Lehmann und Mundt dagegen vertreten den Standpunkt, daß seit frühester Zeit wichtige Straßen die Niederlausitz durchschnitten. Im wesentlichen muß den Ansichten von Lehmann und Mundt beigepflichtet werden[43]), trotzdem soll auf das, Was Heller, van Nießen, Musäus und Hübsch von der Verkehrslage Gubens sagen, eingegangen werden, um bei der folgenden Darstellung nicht einseitig zu verfahren.

---

[42]) Van Nießen. S. 91. sagt, daß sich der Oderhandel Gubens erst nach 1300 belebte, weil Guben bis 1300 keine deutsche Stadt war, und weil man deshalb deutscherseits keine Veranlassung hatte, Guben Rechte auf der Oder zu gewähren. Guben wurde aber schon 1235 deutsche Stadt mit Magdeburgischem Recht; Ganders Behauptungen über die Oderrechte im 13. Jahrhundert sind urkundlich belegbar, und man kann van Nießen nicht Recht geben, wenn er meint, daß Frankfurt einen eigenen Oderhandel Gubens bis 1300 deshalb erschweren konnte, weil Guben keine deutsche Stadt war.

[43]) Für die Ansichten von Mundt und Lehmann liegen urkundliche Beweise vor. Auch Mundt und Lehmann ist die Tatsache bekannt daß man von großer Bedeutung irgend welcher Straßen für die Niederlausitz selbst nicht sprechen kann (vgl. S. 16). Aber während Heller, Musäus u. a. hierin den Beweis dafür sehen, daß Straßen von internationaler Bedeutung durch die Niederlausitz nicht führten, erklären Mundt und Lehmann den mangelhaften Handelsverkehr der Niederlausitz als eine

Vorangestellt sei, daß es sich um zwei Straßenzüge handelt: 1.) um den südnördlichen und 2.) um den westöstlichen.

Der Süd-Nordweg führte von Prag über Zittau, die Ober- und Niederlausitz nach der Ostsee[44]). Schon 1350 war den böhmischen Kaufleuten gestattet, Handel nach den Lausitzen und Brandenburg zu treiben, und 1351 forderte Karl IV. unter Androhung harter Strafen auf, diesen Weg über Zittau nach den beiden Lausitzen zu nehmen. An dem von ihm befohlenen Weg ließ er Schutzburgen erbauen und durch Bewaffnete die Sicherheit der Kaufleute garantieren[45]).

Die Möglichkeit einer Verbindung von Süden nach dem Norden auf die eben geschilderte Weise beurteilt Hübsch folgendermaßen: er schreibt, daß „trotz des Verlustes von Kärnten und Oesterreich und trotz der Gewinnung Meißens, der beiden Lausitzen und Breslau der Handel nach dem Norden (womit die gewonnenen Gebiete gemeint sind) nicht sehr geachtet gewesen sein muß, da sich keine wesentlichen Spuren darüber in der Geschichte finden“[46]). Musäus war anscheinend von dieser Handelsstraße überhaupt nichts bekannt. Er sagt[47]): „Die Niederlausitz lag höchst unglücklich . . . im Winkel zweier Großstraßen . . . für die Niederlausitz blieben nur Querverbindungen von untergeordneter Bedeutung übrig . . . z. B. zogen die Berliner Kaufleute, die aus irgend einem Grunde die Hauptstraße Berlin—Breslau über Frankfurt a./O. meiden mußten, den Nebenweg über Beeskow, Friedland, Lieberose, Guben, Sorau, Sagan.“ Van Nießen vertritt die Ansicht, daß sich

---

von der Straßenlage unabhängige Tatsache. (Ueber die Gründe des mangelhaften Handelsverkehrs vgl. S. 16.)

44) Dieser Weg verschob sich allerdings im 15. Jahrhundert zuungunsten Zittaus in östlicher Richtung und leitete da er jetzt über Friedland führte, die Zeit der Blüte Friedlands ein. Jecht. S. 86. — Die Richtung der nördlichen Weghälfte blieb die gleiche.

45) Lehmann. „Geschichte des Markgrafentums Niederlausitz“, S. 69: „Ja, man darf vielleicht sagen, daß nirgends in Deutschland das Fehde- und Raubwesen solche Formen angenommen hat und derartig angedauert hat wie gerade in der (Nieder) Lausitz.“

46) Hübsch, S. 216.

47) Musäus, S. 9.

der Handelsverkehr zwischen Böhmen und den nördlichen Ländern, der Niederlausitz und Brandenburg, auf dem Oderwege vollzog. Aus diesem Grunde nimmt er gegen die Schmollersche Ansicht, daß die Oder bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts hinein hauptsächlich zwischen Frankfurt und Stettin befahren wurde, Stellung[48]). Mundt dagegen sagt, daß es eine Straße gegeben habe, die von Böhmen in die Niederlausitz führte. Seinen Ausführungen nach[49]) verläuft die „große böhmische Straße" folgendermaßen: Prag Görlitz Rothenberg Priebus Triebel Sommerfeld—Guben; von Guben aus bildete die Fortsetzung dieser Straße bis zur Ostsee die Neiße und die Oder. Der Ueberzeugung von Mundt ist auch Lehmann; man kann den Ausführungen Lehmanns entnehmen, daß er an diese Verbindung, die die große böhmische Straße zwischen Süden und Norden darstellte, schon deshalb glaubte, weil die vielen Religionskriege (Hussitenkriege) die Böhmen nach der Niederlausitz und die Niederlausitzer nach Böhmen verschlug. Außerdem waren des öfteren Unterstützungen des Königs in Form von Geld und Proviant aus der Niederlausitz erforderlich; schon um die Kriegslieferungen sicher nach Böhmen zu bringen, war die Straße erforderlich.

Mehr noch als die Nord–Südstraße, die in der Literatur bisher wenig behandelt wurde, ist die Frage eines West Ostweges und die der Straße nach Brandenburg umstritten. Musäus leugnet auch eine solche Verbindung nach Brandenburg, soweit man ihr Bedeutung zuschreibt, wenn er sagt, daß von der Niederlausitz aus nur kleine Nebenwege nach Brandenburg führten. Van Nießen hat an die Möglichkeit einer direkten Verbindung Gubens nach dem Nordosten oder Westen, außerhalb der Niederlausitz, anscheinend gar nicht gedacht[50]). Nur die Wahrscheinlichkeit einer Straße nach Krossen, dem in früherer Zeit wichtigsten Oderübergang nach Polen, erwähnte er. Leh-

---

[48]) Vgl. oben S. 10.

[49]) Mundt, S. 53.

[50]) Van Nießen, S. 102. — Kloeden dagegen nimmt das Bestehen einer direkten Verbindung zwischen Guben und Frankfurt an. 3. Stück, S. 11.

mann[51]) dagegen spricht von einem Neißeweg von Görlitz über Guben, der zu Lande nach Frankfurt weiterführte. Außerdem mündete die Straße aus Bautzen in Guben und teilte sich hier in zwei Arme: sie verlief einerseits nach Frankfurt und andererseits nach Krossen. Die größte Straße war die Ost—Weststraße, die im 14. und 15. Jahrhundert besonders den Verkehr nach dem Ordensland vermittelte und die in späterer Zeit die Verbindung nach Leipzig herstellte; sie begann in Danzig und führte über Thorn—Gnesen—Posen—Bentschen—Krossen—Guben—Kottbus—Calau—Finsterwalde—Kirchhain und Torgau nach Leipzig[52]). Mundt berichtet noch von einer weiteren West—Ostverbindung, die in Magdeburg ihren Ausgang nahm und die über Dahme, Luckau und Kottbus einmal in die Richtung nach Triebel und Sagan und dann in die Richtung Guben—Krossen—Polen führte[53]). „. . . Als Verkehrsknotenpunkte erscheinen danach besonders Luckau, Kottbus und Guben“[54]).

Von besonderer wirtschaftlicher Wichtigkeit ist außer der eben erwähnten großen Ost-Weststraße die Verbindung Gubens mit Luckau[55]), da für das 15. Jahrhundert verbürgt ist, daß von Luckau aus Wolle, Tuche, Leinewand, Erze usw. über Guben nach Polen (bzw. von Polen über Guben nach Luckau) gebracht wurden.

Diese Handelswege — im 15. Jahrhundert verfiel die Gubener Oderschiffahrt genügten, um die Vorrangstellung Gubens in der Niederlausitz für die Zeit des Mittelalters und auch der folgenden Jahrhunderte zu ga-

---

51) Lehmann, „Geschichte des Markgrafentums Niederlausitz“, S. 116.

52) Mundt, S. 53.

53) Mundt, Karte 21: „Die großen durchgehenden Handelsstraßen der Mark Brandenburg am Ausgang des Mittelalters“.

54) Lehmann, „Geschichte des Markgrafentums Niederlausitz“, S. 116.

55) Luckauer Stadtarchiv, Nr. 115: König Siegmund erhöht der Stadt Luckau des Schadens wegen, den sie erlitten und da sie jetzt während des Krieges gegen die Ketzer (Hussiten) große Besserung an Mauern bedarf, die Zollsätze. Die durchreisenden Kaufleute sollen geben: für 1 Stein Flockenwolle 2 Heller, für 1 „schönes“ Tuch 1 Gr., für 1 gefärbtes Tuch $^1/_2$ Gr., für 1 graues Tuch 4 Heller, für 1 Golsch (kölnisches Zeug) 1 Gr. usw. Gegeben am 14. August 1426.

rantieren. Lehmann weist zwar darauf hin, daß diese Straßen vor allem dem Durchgangsverkehr dienten; er fährt dann fort: „Der Aktiv- und Passivhandel der Lausitz selbst und damit der Verkehr im Markgrafentum war, seinem ganzen Wirtschafts- und Bevölkerungscharakter entsprechend, von wenigen örtlichen Gegebenheiten abgesehen, niemals besonders stark“[56]).

Lehmann begründet die Tatsache, daß diese Straßen zu einem lebhaften Handel und zu einer Entfaltung der Gewerbe nicht beizutragen vermochten, mit dem Charakter und der Eigenart der Bewohner des Landes. Zu dieser Begründung ist ergänzend zu bemerken, daß die Unsicherheit der Straßen viel dazu beitrug, den Verkehr auf ihnen zu beeinträchtigen[57]). Lehmann teilt darüber mit[58]): „Die Auflösung der Ordnung, die Zuchtlosigkeit nahm ständig zu, der Parteikampf artete in ein wüstes Fehdewesen aus. In den Jahren 1404 bis 1406 sammelte sich fortgesetzt räuberisches Gesindel . . . Unter Siegmund . . . erlebte die Niederlausitz noch schlimmere Zeiten als zuvor, denn die bisher genannten Wirren und Nöte wurden durch die jahrelange Bedrohung durch die Hussiten und ihre späteren Einfälle verschärft. In das Jahr 1429 fällt der erste furchtbare Einbruch der Hussiten in die Niederlausitz . . . Guben wurde zerstört . . . . In der Zeit der Hussitenkriege, in der unsere Heimat zuerst fortgesetzt durch Hilfeleistungen in Anspruch genommen, später dann, besonders 1429, selbst schwer beschädigt wurde, ... wucherte das Raubritterwesen zu üppiger Blüte empor . . . und zu dieser Zersetzung und Auflösung des Landes im Innern kamen die Einbrüche von außen her, die Zerreißung durch seine Nachbarn . . .. zudem begann in Böhmen im Jahre 1466 ein neuer innerer Krieg, der Böhmen und die Nebenländer verzehrte und in den auch die Niederlausitz hineingerissen wurde.“ — Auch die beiden kommenden Jahrhunderte wa-

[56]) Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz“, S. 116.

[57]) An anderer Stelle führt Lehmann selbst die geringen Entwicklungsmöglichkeiten von Handel und Gewerbe in der Niederlausitz auf die vielen Kriege und inneren Wirren zurück.

[58]) Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz“, S. 63ff.

ren erfüllt von Kriegern, und die Unsicherheit der Straßen stieg eher, als daß sie abnahm.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung über die geographischen Voraussetzungen für eine Entfaltung des Tuchmachergewerbes in Guben kommen wir jetzt zur speziellen Darstellung der Auswirkungen dieser Voraussetzungen in der Zeit des Entstehens der Tuchmacherei.

Bei einem Ueberblick über die erste Entwicklung des Gubener Tuchmacherhandwerkes ergibt sich folgendes Bild[59]):

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts (1235) wurde Guben Stadt. Die Wenden bildeten das bäuerliche Element in der Umgebung Gubens[60]), und die Deutschen beherrschten das Gewerbeleben; sie gaben der Stadt das völkische Gepräge. Die Leineweberei, die ein Handwerk ist, das seit altersher von den Wenden betrieben wurde[61]), blieb dörfliches Gewerbe; die Stadt wurde Standort des Tuchmacherhandwerks.

Die Gründe für die Entstehung der Tuchmacherei sind schon dargelegt worden[62]).

[59]) Da Quellenmaterial bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts leider fehlt, müssen wir uns auf eine Darstellung beschränken, die sich zum größten Teil auf die Ergebnisse der speziellen und der allgemeinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung stützt.

[60]) Lehmann, („Geschichte des Markgraftums Niederlausitz", S. 102) berichtet über das Vorherrschen wendischen Bauerntums: „Die wendische Bevölkerung, erheblich zahlreicher als das deutsche Element, behauptete sich . . . von den Städten abgesehen, im Lande" — In seiner „Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz" (S. 39) führt Lehmann aus: „Deutschen Einfluß verraten Treppeln und Diehlo, während die übrigen (Dörfer) namentlich westlich, nördlich und nordöstlich von Guben, ferner die Ortschaften nahe der Oder überwiegend oder ganz wendisch blieben . . . Zu der Meinung, daß überhaupt nicht lediglich Bauern deutscher Nationalität in die größeren Orte einwanderten, wird man . . .. durch die Tatsache geführt, daß in Stadtbüchern . . . wie in Guben und Lübben zahlreiche wendische Eigennamen vorkommen."

[61]) Jecht, S. 45, stellt fest, daß die Tuchmacherei ein spezifisch städtisches Handwerk ist. Dasselbe sagt Schmoller „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 363. Die Leinenweberei, fügt Jecht hinzu, ist ein typisch dörfliches Gewerbe. Anders dagegen Stoeven, S. 67: „Die Tuchmacherei fand sich ursprünglich überall".

[62]) Vgl. oben S. 5..

Der naturgegebenen Voraussetzungen wegen ist man sicher noch im 13. Jahrhundert dazu übergegangen, mehr zu produzieren, als für den Eigenkonsum der Stadt erforderlich war. Das Bannmeilenrecht, das Guben 1286 erhielt[63]), und der Hausierhandel, der ebenfalls den Absatz auf das Land vermittelte, mußte eine solche Entwicklung begünstigen. Auch die nahen brandenburgischen, vorwiegend agrarischen Grenzorte[64]) sind möglicherweise Absatzmärkte für Guben gewesen. Weiter als bis zu ihnen ist jedoch der Gubener Handel[65]) mit Tuchen vermutlich nicht vorgedrungen[66]). Es ist jedenfalls nicht anzunehmen, daß man die Tuche auf Märkte brachte, die weiter entfernt lagen als diese brandenburgischen Städte. Denn es ist zu bedenken, daß wegen der Billigkeit der ursprünglich groben Erzeugnisse, die übrigens von fast allen Städten für Eigenkonsum selbst hergestellt wurden, ein weiter Weg nicht lohnend gewesen wäre. Ein Besuch der Messen scheiterte daran, daß es für die Tuchmacher üblich war, ihre Tuche selbst zur Messe zu bringen[67]), daß aber die Reise

[63]) Van Nießen, S. 76. Das Bannmeilenrecht, führt van Nießen aus, das die Anlage von Verkaufshäusern auf dem Lande ermöglichte, ließ den Hausierhandel augenscheinlich unbeanstandet. Van Nießen spricht hier von den Gubener Verhältnissen. Der Hausierhandel war also in Guben älter als das Bannmeilenrecht. Er lag vorwiegend in jüdischen Händen. Auch Gewand durfte von den Juden auf dem Lande verkauft werden. Vgl. van Nießen S. 77.

[64]) Wir hörten schon, daß von Guben aus alte Wege nach Brandenburg führten. Es gab z. B. die Straße nach dem Ordensland. (Vgl. oben S. 7) Auch der Weg von Bautzen über Guben nach Frankfurt läßt sich schon für die Zeit um 1300 nachweisen. (Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz", S. 116) Da in den kleinen brandenburgischen Grenzorten die Gewerbe nur sehr mangelhaft entwickelt wurden, so ist ein Vordringen des Handels mit Gubener Tuchen auf den alten Straßen bis zu diesen Städten durchaus wahrscheinlich.

[65]) Anders der Weinhandel; der Gubener Wein ging schon im 13. Jahrhundert auf der großen Straße nach Danzig und oderabwärts in das Ordensland.

[66]) Vom Hausierhandel sagt Sombart, daß er sich im besonderen der Textilwaren bemächtigte, und daß er dem Handwerkertum und dem seßhaften Detailhandel verhaßt war, weil er in einer noch vorwiegend statischen Wirtschaft das dynamische Prinzip verkörperte. Sombart, II, 1, S. 447, S. 449.

[67]) Vgl. van Nießen S. 35.

eine gewisse Zeit dauerte, die der Tuchmacher im anderen Falle auf sein handwerkliches Schaffen verwandt hätte; ein Besuch der Messen wäre also mit einer Einschränkung der Erzeugung gleichbedeutend gewesen. Im einen oder anderen Falle mag es vorgekommen sein, daß durchreisende Kaufleute Tuche in Guben kauften. Die Möglichkeit war aber gering, da Guben — wie auch Lehmann betont — wenig an dem die Lausitz durchziehenden Handel beteiligt war[68]). Der Hausierhandel aber kam nur in die nächste Umgebung von Guben; er vermittelte den Absatz in die Dörfer und drang, wenn er sich weit von Guben entfernte, höchstens bis in die benachbarten brandenburgischen Landstädte vor.

Das „Gewand", das in Guben für diese Konsumenten angefertigt wurde, war von roher, grober Art. Die Tücher waren vielfach ungefärbt[69]) und nur durch die Behandlung des Tuchscherers zugerichtet. Diese billigen Tuche entsprachen der schwachen Kaufkraft der wendischen Bauern. Frankfurt, die für Guben nächste Handelsstadt und Messe, führte überwiegend bessere Tuche[70]), die gänzlich außerhalb der Bedarfssphäre der ländlichen Umgebung Gubens lagen und die deshalb von Guben nicht angefertigt wurden. Die Ausrichtung der Gubener Produktion auf die Quali-

---

[68]) Vgl. oben S. 15.

[69]) Bei den gefärbten Tuchen wird es sich vorwiegend um schwarze und rote gehandelt haben.

[70]) Den Gewandschneidern war verboten, fremde Tuche, die schlechter waren als die einheimischen, auf dem Frankfurter Markt zu verkaufen. Van Nießen, S. 34. Das ist ein Beweis dafür, daß Frankfurt sich bemühte, die Qualitätserzeugung zu fördern. Dieses Ziel verfolgte Frankfurt deshalb, weil es nicht für die arme Landbevölkerung, sondern für das aufstrebende Hinterland Brandenburgs Polen Handelszentrum und Markt sein wollte. Die Bemühungen der Stadt um eine gute gerade Straße nach Polen (einer intensiveren Gestaltung des Handels wegen) sind ein deutlicher Beweis. Und Polen kaufte nur bessere Tuche, weil die groben im eigenen Lande hergestellt wurden. Auch Schmoller, „Studien zur wirtschaftlichen Politik Friedrichs des Großen", S. 8, weist darauf hin, daß die alte Handelsblüte Frankfurts durch den polnischen Handel begründet wurde und daß auch die spätere Bedeutung Frankfurts von ihm abhing. Auf S. 12 erwähnt Schmoller, daß die Polen bis in das 15. Jahrhundert hinein ihre feinen Tuche fast ausschließlich aus Frankfurt bezogen.

tät, die der ländlichen Konsumbereitschaft angepaßt war, bedeutete daher eine große Gefahr für die Entwicklung des Handwerks. Denn die Steigerung der Leistung in qualitativer Hinsicht war dadurch von vornherein in enge Grenzen gewiesen[71]).

Jecht sieht in derartigen mißlichen Absatzverhältnissen einen Umstand von grundsätzlicher Bedeutung, wenn er sagt[72]): „Wie wichtig und entscheidend das Vorhandensein einer aufnahmefähigen ländlichen Umgebung für die Entwicklung des Gewerbes war, lehrt ein Vergleich zwischen den einzelnen Städten der Oberlausitz. Es ist gewiß kein Zufall, daß die Wollweberei in denjenigen Orten, deren Umgebung noch auf längere Zeit ausschließlich oder überwiegend mit Wenden besetzt blieb, über einen gewissen Umfang nicht hinausgekommen ist". Daß die Dörfer in der Umgebung Gubens überwiegend wendisch waren, wurde schon festgestellt[73]). Und wir können das, was Jecht hier sagt, als eine Bestätigung dessen ansehen, was über die Entwicklung der Gubener Tuchmacherei bis zum 15. Jahrhundert ausgeführt wurde.

Günstiger gestalteten sich die Möglichkeiten für das Tuchmachergewerbe, als sich mit dem ausgehenden 15. Jahrhundert der polnische Handel immer mehr von Frankfurt ab und den Seestädten: Danzig, Stettin zuwandte[74]). Frankfurt konnte sich nun nicht mehr durch den polnischen Handel[75]), von dem ihm nicht viel mehr übrig blieb als der

---

[71]) Wie sehr sich Guben an die Herstellung schlechter Tuche gewöhnte und wie schwierig es später war, die Handwerker von dieser „Tradition" abzubringen und sie zu sorgfältiger, konkurrenzfähiger Qualitätsarbeit zu erziehen, erfahren wir aus der Geschichte der Tuchmacher im 18. Jahrhundert: Während sogar die kleinen Städte der Oberlausitz schon nach dem Dreißigjährigem Kriege zur Anfertigung der breiten neuen Tuche übergingen (Jecht, S. 100, Anm. 1), weigerten sich die Gubener Tuchmacher noch im 18. Jahrhundert mit großer Zähigkeit von der Anfertigung der kurzen Tuche, die sie „schon immer gemacht haben", abzugehen.

[72]) Jecht, S. 47 f., vgl. auch van Nießen, S. 6.

[73]) Vgl. oben S. 16 Anm. 60.

[74]) Schmoller, S. 12.

[75]) Es ist hier der gesamte Ein- und Ausfuhrhandel Polens gemeint. Allein die Tuchausfuhr nach Polen blieb bis zum Ende des 16. Jahrhunderts fast unverändert. (Jecht, S. 100) Aber von diesem Bruch-

Tuchimport nach Polen, allein behaupten; es mußte jetzt, um den Handelsverkehr nach dem östlichen Nachbarland zu retten, sein Interesse auf das eigene Territorium Brandenburg und auf dessen westliche Grenzgebiete lenken. Diese Wendung im Schicksal Frankfurts war in zweifacher Weise für Guben günstig: das Interesse Frankfurts wandte sich den nahen deutschen Städten zu, und die Tuchausfuhr nach Polen bestand fort; Frankfurt versuchte sogar, ihn als Aequivalent für den verlorenen übrigen Handel zu intensivieren, was andererseits eine verstärkte Nachfrage Frankfurts nach Tuchen zur Folge hatte.

Von altersher bis mindestens in den Beginn des 16. Jahrhunderts hinein ging der Bautzener Handel in die Niederlausitz und nach Brandenburg[76]). Es handelt sich bei dem Bautzener Export vorzugsweise um Tuche aus der Oberlausitz — also um feine und appretierte Tuche —, die wahrscheinlich auf der Straße über Guben nach Frankfurt gebracht wurden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als Frankfurt seinen Tuchhandel nach Polen umfangreicher zu gestalten suchte und als anscheinend gleichzeitig die Versorgung mit Tuchen aus Bautzen nachließ, ließ man vermutlich die besseren Tuche aus Guben zum Markt zu. Denn in der Mitte des 16. Jahrhunderts machten sich die Anzeichen

teil des früheren Umfanges des Wirtschaftsverkehrs konnte Frankfurt als Handelsstadt nicht existieren. Es kam hinzu, daß „seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Polen ein eigenes leistungsfähiges Gewerbe erwuchs, das die Einfuhr von gewerblichen Erzeugnissen aus Deutschland allmählich entbehrlich machte." (Jecht, S. 100). — Allerdings wurde durch dieses neu erstehende Gewerbe die Tucheinfuhr nicht so wesentlich beschränkt, daß Polen nicht bis zur Wende zur Neuzeit ein wichtiges Absatzgebiet für deutsche Tuche geblieben wäre. (Jecht, S. 102). — Es sei hier noch zu dem, was oben über die Besserung der Beziehungen zwischen Frankfurt und Guben ausgeführt werden wird, hinzugefügt, daß es 1561 „zwo große Vorstedte, die Gubische und die Lubusche" in Frankfurt gab, und um 1700 hören wir von einem „Gubischen Tor", das wahrscheinlich nicht später gebaut worden ist als die Gubensche Vorstadt. (Plage, S. 10 f.). Auch daraus kann geschlossen werden, daß mit dem beginnenden 16. Jahrh. der Handelsverkehr von Guben nach Frankfurt lebhafter wurde.

[76]) „Niederlausitzer Magazin", 58. Jahrg. 1882, Aufsatz von Knothe: „Geschichte des Tuchmacherhandwerks in der Oberlausitz", S. 286.

einer ersten Blüte der Tuchproduktion bemerkbar[77]) Da sich nur durch die intensiveren Beziehungen zu Frankfurt an der Lage der Gubener Tuchmacherei etwas gebessert haben konnte, um die bäuerliche Kaufkraft stand es schlechter denn je, ist dieser Aufschwung sicher auf Absatzmöglichkeiten in Frankfurt zurückzuführen. Man kann ein Aufblühen der Tuchmacherei mit einiger Gewißheit dadurch nachweisen, daß die ältesten Kundschaftsbücher[78]) von einer Zuwanderung von 15 Tuchmachern, einem Tuchmacherlehrling und einem Tuchscherer berichten.

Diese Blüte[79]) wurde anscheinend durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges nicht beeinträchtigt. Guben wurde bis zu Wallensteins Tode von den Verwüstungen verschont. Sehr wahrscheinlich hat das Gubener Tuchmachergewerbe während des ersten Jahrzehntes des Krieges noch eine weitere Belebung erfahren. Es trat zum ersten Male ein Bedarf von Militärtuchen auf, weil Wallenstein er war der erste Feldherr, der das tat seine Truppen gleichmäßig einkleidete. Es liegt nahe, anzunehmen, daß Guben Militärtuche für das Wallensteinsche Heer anfertigte. Denn einmal kam es bei diesen Tuchen weniger auf die Feinheit und die schöne Zurichtung, sondern auf Haltbarkeit und Billigkeit des Gewebes an. Das zu liefern, war Guben durchaus imstande. Außerdem war die Niederlausitz von altersher dazu verpflichtet, Böhmen im Kriegsfalle mit Lieferungen mannigfaltigster Art zu unterstützen. Zwischen den

[77]) Ein Beweis dafür ist die im Laufe des 16. Jahrhunderts lebhaft einsetzende Baufätigkeit in Guben. Vgl. oben S. 2.

[78]) Das älteste Kundschaftssbuch der Stadt Guben 1477—1557.

[79]) Es mag vielleicht merkwürdig erscheinen, daß ein erster Aufschwung des Tuchmachergewerbes in Guben zu einer Zeit erfolgt sein soll, in der die Tuchproduktion im übrigen Deutschland fast völlig verfiel. (Vgl. Jecht, S. 99). Dennoch ist es so. Und es liegt daran, daß die Straßen, die z. B. Görlitz in unmittelbare Nähe des damaligen Weltmarktgeschehens brachten, fehlten. Dadurch war zwar Gubens Entwicklung hinausgezögert worden, aber die Stadt wurde andererseits auch nicht so schnell von hereinbrechenden Krisen erfaßt. — Görlitz lag an der „hohen Straße", die eine der bedeutendsten Straßen des Mittelalters überhaupt war; die Straßen, die durch die Niederlausitz führten, waren bis auf die „Niedere Straße", die Guben nicht berührte — nicht annähernd so wichtig wie die „Hohe Straße". (Die „Niedere Straße" verlief: Priebus—Muskau—Spremberg—Torgau—Leipzig.)

früheren und diesen Leistungen bestand aber der Unterschied, daß das verschuldete Böhmen sie als Untertanspflicht aufgefaßt hatte, während Wallenstein jede Lieferung bezahlte; er vertrat den Standpunkt, daß man nur durch eine solche Vergütung mit pünktlicher und sachgemäßer Lieferung rechnen konnte. — Diese Annahme der Herstellung von Militärtuchen wird unterstützt durch die Tatsache, daß Wallenstein Guben vor Heeresdurchzügen bewahrte, was er immer dann tat, wenn er ein Gebiet oder eine Stadt im Interesse der Versorgung seiner Truppen schonen wollte.

Die übrigen Städte der Niederlausitz, z. B. Kottbus, wurden fast völlig zerstört.

In den letzten beiden Jahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges ist eine Verschlechterung des Absatzes als gewiß anzunehmen, da Frankfurts Handel durch den Einbruch schwedischer Soldaten und durch deren Meuterei völlig stockte. Außerdem war die Kaufkraft der Bauern in der Umgebung Gubens sehr stark gesunken; schon zur Zeit der Bauernkriege, in der auch von Seiten der ländlichen Bevölkerung um Guben eine Erhebung erfolgte, waren die Bauern stark verarmt[80]). Jetzt kam hinzu, daß die Heerhaufen ihre Felder verwüsteten und das wenige Vieh, das sie besaßen, fortführten.

Immerhin hat der Dreißigjährige Krieg nicht vermocht, das Tuchmacherhandwerk in Guben zu vernichten; in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon erstarkten die wirtschaftlichen Kräfte so, daß Guben als Standort einer Tuchproduktion, die an Bedeutung alle anderen Städte der Niederlausitz übertraf, in das 18. Jahrhundert einging[81]).

Zum Schluß der Ausführungen über die Anfänge des Tuchmachergewerbes und über die Zeit der ersten Entwicklung sei die Arbeitsteilung, ihre Form und ihre Bedeutung einer kurzen Betrachtung unterzogen. — Die Frage nach der Organisation der handwerklichen Arbeit wird deshalb an

---

[80]) Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts begann in der Niederlausitz das Bauernlegen. Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz", S. 162 f.; S. 164: „1612 vernehmen wir von einem Bauernaufstand in der Gubener Gegend".

[81]) Ebenda, S. 111: „Die im ganzen spärliche Ueberlieferung deutet an, daß es zu einer reicheren Entfaltung des Gewerbes in den Städten der Niederlausitz während des Mittelalters wohl nicht kam".

letzter Stelle behandelt[82]), weil es, wegen des Mangels an überliefertem Wissen, zunächst zu untersuchen galt, welche Voraussetzungen — besonders welche Absatzmöglichkeiten — für das gewerbliche Schaffen überhaupt vorhanden waren und wie groß die Möglichkeiten für eine Ausweitung des Absatzraumes gewesen sein mögen.

Auf Grund dessen, was über das Gubener Tuchmachergewerbe in den vorangegangenen Ausführungen gesagt wurde, ist anzunehmen, daß die Aufspaltung des Arbeitsprozesses zwei Teilverrichtungen üblich war: in die der eigentlichen Anfertigung des Gewebes und in die der Zurichtung[83]). Diese ursprüngliche Form der Arbeitsteilung, von der Hildebrand glaubt, daß sie typisch für alle weniger bedeutungsvollen Standorte war[84]), hat im wesentlichen als Grundform bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts bestanden. Für das 13., 14. und für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Scheidung in Tuchmacher und Tuchscherer noch sehr viel klarer auftrat. Denn bis zum 15. Jahrhundert ist die Entwicklung der Tuchmacherei aus den oben angeführten Gründen des mangelnden Interesses am Handel und des Absatzes an die wendischen Bauern eine sehr begrenzte gewesen; eine Differenzierung des Arbeitsprozesses in dieser Zeit ist deshalb schlecht denkbar. In den alten Rechnungsbüchern ist als einziges bedeutendes Ausfuhrgut Gubens der Wein erwähnt[85]). Einer Ausfuhr von

[82]) Das eindrucksvollere Bild entsteht, wenn die Darstellung mit der speziellen Untersuchung über den Verlauf des Produktionsvorganges und die Arbeitsteilung der gewerblichen Berufe beginnt und die allgemeine Betrachtung über Entwichlung, Handel und Absatz ihr angegliedert wird. Vgl. über diese Methodik bei Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 386 ff und Jecht, S. 60 ff.

[83]) Diese Hypothese und die folgenden Darlegungen beruhen auf der Voraussetzung der Gültigkeit des Satzes, daß eine Produktion, die von außen her in ihrer qualitativen und quantitativen Leistung in einen wenig günstigen und engen Rahmen gezwungen wird, notwendig keine starke Differenzierung entwickeln kann.

[84]) Hildebrand, Bd. VII, S. 92.

[85]) Schmoller, „Studien zur wirtschaftlichen Politik Friedrichs des Großen", S. 18. — Van Nießen, S. 145, schreibt, daß ein Bürger aus Greifswald sich 1372 bei dem Rat der Stadt Frankfurt dafür bedankte, daß ihm trotz des Konfliktes zwischen Pommern und der Mark gestattet

Tuchen nach Pommern oder dem Ordensland stand, selbst wenn man sie in Guben beabsichtigt hätte, die Tatsache entgegen, daß im Ordensland selbst die Tuchproduktion schon in frühester Zeit gefördert wurde. Die Hochmeister erließen schon im 14. Jahrhundert Gesetze, die die Beschaffenheit der Tuche normten[86]). Diese Tuche waren von derselben groben Qualität wie die Gubener. Das läßt sich daraus erkennen, daß Tuche von feiner und mittlerer Qualität aus Leyden in das Ordensland und nach Pommern, wo grobe Tuche ebenfalls hergestellt wurden, eingeführt wurden[87]).

Mit dem Beginn der verbesserten Handelsbeziehungen zu Frankfurt war, wie schon festgestellt wurde, der Anstoß für eine Belebung der Tuchmacherei gegeben. Jetzt begann die Zeit, in der eine weitere Differenzierung möglich gewesen wäre. Trotzdem ist kaum anzunehmen, daß sie erfolgte. Wir hören nur von einem Schwarzfärber, der während des Dreißigjährigen Krieges auftauchte. Im 17. Jahrhundert (1670) wird allerdings auch schon von einem Walkmühlenzins berichtet[88]); man kann annehmen, daß die Walkmühle schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts vorhanden war. Da Guben in den letzten beiden Jahrzehnten so unter den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges litt, „daß noch 22 Jahre nachher die Verwüstungen, die dieser angerichtet hatte, nicht völlig behoben waren"[89]), ist kaum anzunehmen, daß man während dieser Zeit an den Bau der Walkmühle gedacht haben konnte.

Schwer zu beurteilen ist die Gewandschneiderfrage; sie ist es nicht deshalb, weil daran zu zweifeln ist, daß es einen, außerhalb des eigentlichen Produktionsprozesses stehenden Händlerstand gab, sondern deshalb, weil Gewandschneidern in Guben schwerlich die Erfüllung der Auf-

worden ist, seinen Wein, den er von Guben geholt hat, auf der Oder zu verführen. — Klöden allerdings berichtet, daß im 14. Jahrhundert Wein und Tuche nach Pommern ausgeführt wurden. (2. Stück, S. 83). Gegen die Tuchausfuhr nach Pommern sprechen aber viele Gründe. Vgl. aber darüber die folgenden Ausführungen. Vgl. auch: „Niederlausitzer Mitteilungen", S. 451 f.

86) Hildebrand, Bd. VII, S. 123 f.

87) Straßburger, S. 34.

88) „Niederlausitzer Mitteilungen". Bd. 20, S. 40.

89) Ebenda, S. 35.

gaben zukommen konnten, die sie als solche kennzeichneten, nämlich: das Ausschnittsrecht und der Import feiner, fremder Tuche.

Es sei vorausgeschickt, daß in den Quellen aus späterer Zeit, aus dem 17. und 18. Jahrhundert, eine Spur davon, daß die Art des gewerblichen Lebens durch sie irgendwie maßgebend beeinflußt wurde, nicht zu finden ist[90]). Nun sagt Stoeven allerdings, daß die Gewandschneider am Ausgang des 15. Jahrhunderts an Einfluß verloren. Auch von Below[91]) vertritt die Ansicht, daß die Zahl der Gewandschneider im ausgehenden Mittelalter nicht groß war. Straßburger[92]) steht auf dem gleichen Standpunkt und begründet ihn folgendermaßen: Mit den zunehmenden Religionswirren verarmte Deutschland, und der Deutsche, der früher ausländisches Tuch getragen hatte, trug jetzt weniger gutes: deutsches. Damit wurde eine der Funktionen des Gewandschneiders: der Import ausländischer Tuche überflüssig, und der Gewandschneider war nur noch Detaillist. Als solcher aber ist er nicht mehr Gewandschneider im eigentlichen Sinne. Für Guben ist anzunehmen, daß die Gewandschneider immer nur das waren, was hier als Detaillist bezeichnet wird. Für diese Annahme spricht die große Wahrscheinlichkeit, mit der zu vermuten ist, daß die Gewandschneider keine eigene Gilde bildeten. Denn bei den ältesten Gubener Tuchmacherinnungsprivilegien findet sich ein Nachtrag über die Rechte der Gewandschneider. Da es in den kleinen Tuchmacherstädten Brandenburgs häufig vorkam, daß Gewandschneider und Tuchmacher in einer Innung zusammengeschlossen waren[93]), ist dieser Fall auch für Guben denkbar. Daraus, daß die Privilegien der Gewandschneider keines anderen Inhalts waren als die der Tuchmacher, außer daß ihre Rechte gegen die der Tuchmacher sehr wesentlich beschränkt waren, geht ebenfalls hervor, daß sie nur die Bedeutung von Detaillisten nicht

[90]) Aus dem 17. Jahrhundert wird nur folgendes über sie berichtet: „Von den Gewandschneidern, so vor diesen auch Standgeld gegeben, kömt itziger Zeit nicht ein, weil sie sich des Schnidts aufn Rathaußboden nicht gebrauchen". „Niederlausitzer Mitteilungen". Bd. 20, S. 39.

[91]) Von Below, S. 355.

[92]) Straßburger, S. 30.

[93]) Van Nießen, S. 36.

aber von Handelsherren — gehabt haben können. — Es bleibt darum vor allem die Aufgabe festzustellen, in welcher Zeit die Rechte der Gewandschneider, an denen der Tuchmacher gemessen, größer waren als im 17. Jahrhundert, und wann das Recht des Ausschnitts ausschließlich an sie verliehen war.

Hildebrand und Jecht sind für die Jahrhunderte des Blühens der Tucherzeugung und des Tuchhandels von dem Vorhandensein und von einer starken Stellung der Gewandschneider im kolonisierten Osten überzeugt. Allerdings stehen im Vordergrund der Betrachtung Hildebrands die märkischen Städte, von denen er schreibt[94]), daß die Tuchmacher im Verkauf mehr beschränkt waren als die fremden Gewandschneider, die das Tuch der einheimischen Handwerker ausschneiden durften, während es ihnen selbst verboten war. Stoeven sagt — und damit geht sie weit über das von anderen Forschern Festgestellte hinaus —, „in früher Zeit haben uneingeschränkte Verbote des Ausschnittrechts besonders auf kolonialem Boden bestanden . . . der Kleinvertrieb der von den Produzenten hergestellten Waren durch den Händler scheint in diesen Gründungsstädten des östlichen Deutschland tatsächlich den Normalzustand darzustellen“[95]).

Wesentlich neue Gesichtspunkte in diese alte Diskussion bringt Jecht, und da gerade sie das Dunkel der Frage nach dem Ausschnittsrecht aufzuhellen imstande sind, muß die Ansicht Jechts näher ausgeführt werden[96]).

Jecht stellt für die Oberlausitz fest, daß „die Gewandschneiderfrage eine Frage des Uebergewichtes der Bürger über die Handwerker gewesen ist“. Der Gewandschneider erstand aus den Kreisen begüterter Bürger, die im 14. Jahrhundert mit steigendem Wohlstand[97]) eine privilegierte Schicht bildeten und allmählich von der Eroberung des

94) Hildebrand, S. 101.

95) Stoeven, S. 8.

96) Jecht, S. 78 ff.

97) Vgl. in diesem Zusammenhange ein Urteil über Guben: „Das Gubener Rechnungsbuch des Jahres 1556—57 bestätigt . . . den Gesamteindruck, welchen wir vom Zustande der Stadt in jener Zeit aus anderen Quellen gewinnen: eine . . . Bürgerschaft von mäßigem Besitz . . . von weitergehenden Interessen allerdings nicht aufgeregt und kaum berührt“. Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. V, S. 297.

Stadtregimentes zur Besitzergreifung ausgedehnter wirtschaftlicher Rechte übergingen. Für das 15. Jahrhundert[98]) stellt Jecht im Einklang mit von Below und Stöven fest, daß der Tuchmacher sich das Ausschnittsrecht für seine Erzeugnisse zurückeroberte. — Im 14. Jahrhundert hat der Tuchausschnitt nach den Untersuchungen von Jecht auch rechtlich den Gewandschneidern zugestanden. Im Gegensatz zu Gander, der die Ansicht vertritt[99]), daß König Johann von Böhmen und vor ihm der Markgraf von Brandenburg den Tuchmachern im 14. Jahrhundert den ellenweisen Ausschnitt gestattete, stellt Jecht fest, daß der Markgraf von Brandenburg den Tuchausschnitt den bürgerlichen Händlern allein vorbehielt[100]).

Diese Machtstellung der Gewandschneider nimmt, wie wir sahen, Jecht nur für das 14. Jahrhundert an. Und er setzt für die Vorzugsstellung der Gewandschneider einen mächtigen Rat, reges Wirtschaftsleben, eine breite Schicht reicher Bürger und einen ausgeprägten Handelscharakter der Stadt voraus[101]).

Diese Voraussetzungen sind das eigentlich Entscheidende; aus ihnen und aus der Schilderung, wie sie die Entstehung der bürgerlich kapitalistischen Kaufleute, der Gewandschneider, begünstigten, vermögen wir zu erkennen, daß es Gewandschneider in diesem Sinne in Guben nicht gegeben haben kann. Es stand dem nicht nur entgegen, daß der Import ausländischer Tuche, also eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, wegen mangelnder Kaufkraft in Guben fortfallen mußte; auch im Groß- und Kleinhandel mit Gubener Tuchen waren sie — des früher relativ geringen Umfanges der Produktion wegen — beschränkt[102]).

[98]) Im 15. Jahrhundert lassen sich in Guben 3 Gewandschneider nachweisen. Kundschaftsbuch 1477 bis 1557.

[99]) Gander, S. 65.

[100]) Vgl. Jecht, S. 80 und Anm. 3 auf S. 80.

[101]) Diese Gegebenheiten waren insofern notwendig, als eine Schicht von Bürgern vorhanden sein mußte, die reich genug war, um die teuren Tuche, die die Gewandschneider einführten, kaufen zu können.

[102]) Es hätte sich für sie die Möglichkeit ergeben können, sich an dem Durchgangshandel mit rheinischen Tuchen zu beteiligen. Es wurde aus Gründen der Erwägung dieser Möglichkeit von der wirtschaftlichen Wichtigkeit des Handels von Luckau über Guben gesprochen. (Vgl. oben S. 14.) Ob eine Beteiligung der Gubener Gewandschneider an dem

Die Gewandschneider, die in Guben vorkamen, können also nur Detaillisten von sehr bescheidenem Tätigkeitsbereich gewesen sein. Die Voraussetzungen, die Guben für ihre Existenz bot, lassen vermuten, daß die Gewandschneider aus dem Schneiderstand hervorgingen, da dieser Stand zeitweise größere Rechte hatte als das Tuchmacherhandwerk[103]). Ebenso gut können die Gewandschneider allerdings aus den Reihen der Tuchmacher hervorgegangen sein. Für beide Mutmaßungen gibt es jedoch keine Beweise.

Diese geringe Arbeitsteilung, die für das 13., 14. und 15. Jahrhundert als Folge der beschränkten Produktion festgestellt wurde, kann für das ausgehende 16. und für das 17. Jahrhundert auf diese Weise nicht mehr erklärt werden.

Die eigentümliche Beharrung bei der alten Form der Arbeitsteilung, trotz wachsenden Produktionsumfanges im 16. Jahrhundert (es änderte sich an dieser Form auch im 18. Jahrhundert im wesentlichen nichts) hatte jetzt andere Gründe: der Traditionalismus und die Statik des Handwerkertums[104]), die nicht nur die Art des Arbeitens, sondern auch die Organisation der Arbeit entscheidend bestimmte, bewirkte das Festhalten an den althergebrachten Formen. Es gibt deshalb in Guben im 17. und 18. Jahrhundert keine Vielfalt von speziellen Berufen, die wenige ausübten, sondern viele Meister, die das gleiche, mehrere Produktionsvorgänge umfassende Gewerbe betrieben[105]).

Luckauer Durchgangshandel mit rheinischen Tuchen stattgefunden hat, läßt sich allerdings weder beweisen noch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermuten. (Vgl. über die Passivität der N. L. in Bezug auf den Handel oben S. 15.)

[103]) Ueber die Schneider und ihre Rechte vgl. Jecht, S. 81.

[104]) Bei einem Vergleich zwischen Guben und Görlitz sehen wir besonders deutlich, wie sehr die Wirtschaftsgesinnung von der Tätigkeit her bestimmt wird: Görlitz ist in größerem Maße Handels- als Handwerkerstadt; das dynamisch-rationalistische Prinzip, das eine Voraussetzung für die Arbeitsteilung ist wird in weitgehendem Umfange verwirklicht. (Jecht, S. 76). Guben ist in ausgesprochenem Sinne Handwerkerstadt von notwendig statisch traditionalistischer Wirtschaftsgesinnung und steht deshalb einer Arbeitsteilung feindlich gegenüber.

[105]) Deshalb findet sich in Guben am Ausgang des Dreißigjährigen Krieges die verhältnismäßig große Anzahl von 100 Tuchmachern und mehr als 10 Tuchscherern.

Teil II.

Das Gubener Tuchmacherhandwerk zur Zeit der sächsischen Herrschaft (1635—1815)

1. Die innere Struktur des Handwerks und ihr Einfluß auf die Entwicklung des Tuchmachergewerbes.

Als Guben im Prager Frieden (1635) sächsisches Lehen wurde, änderte sich nicht nur die politische Situation. Auch die zukünftige Weiterentwicklung des Tuchmachergewerbes mußte sich nun in der Richtung vollziehen, die das Wirtschaftsleben Sachsens bestimmte und kennzeichnete. Von einschneidenden Folgen für das Gubener Tuchmacherhandwerk war das bei dem Uebergang an Sachsen jedoch nicht, denn Guben blieb, trotz der sich bessernden Verkehrsverhältnisse[1]), die die räumliche Entfernung verringerten, was es schon unter böhmischer Herrschaft war: eine vom Staatsgebiet abgesondert liegende Landschaft, und durch irgendwelche politischen Zufälle eben diesem Staatsgebiet angegliedert. Deshalb kam es zu keiner Intervention Sachsens, die umformende oder neugestaltende Folgen gehabt hätte. Außerdem bewegte sich die sächsische Gewerbepolitik (im Gegensatz zur preußischen im 17. und 18. Jahrhundert) in den Bahnen des Zunftschutzes, soweit die Staatsfinanzen es zuließen[2]). Daß eine solche

[1]) Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz", S. 230 sagt: „Ausgang des 17. Jahrhundertss wurde nun auch eine Einrichtung geschaffen, die berufen war, den Verkehr zu fördern. Es wurden regelmäßige Postlinien durch die Niederlausitz angelegt, die das Land an . . . das sächsische Postnetz anschlossen . . . Sie kamen bald der Wirtschaft zugute . . . Eine Fortsetzung der Linie von (Leipzig-) Lübben, dem Sitz der Behörden, über Lieberose nach Guben . . . schufen die Stände 1692.

[2]) Vgl. über die finanziellen Schwierigkeiten Sachsens (besonders unter August dem Starken) Haake, S. 76: „Im Frühjahr 1698 wurde die Ablieferung aller in Kursachsen und den Lausitzen vorhandenen Mündelgelder angeordnet . . . der Protest der Stände blieb unbeantwortet."

Politik, soweit Guben von ihr berührt wurde, nur zu einer Festigung der herrschenden Verhältnisse beitrug, ergibt sich aus den vorangegangenen Ausführungen.

Es bleibt aber die Lösung der Frage offen – und hier liegt das wesentlich Neue, das die Angliederung an Sachsen mit sich brachte , wie behauptete sich Guben dem sächsischen Gewerbe gegenüber, das einen großen Entwicklungsvorsprung hatte? An diesem Gegensatz wurde nun allerdings vieles dadurch gemildert, daß die bedeutendsten Gewerbestandorte des Mittelalters seit der Mitte des 16. Jahrhunderts offensichtlich in Verfall geraten waren[3]). Lamprecht spricht davon, daß sogar die großen Städte in Schmutz und Elend verkamen[4]). Und Guben hatte in dieser Zeit der allgemeinen Stagnation sein Gewerbe entwickeln können und war deshalb auf dem Wege, sich einer höheren Gewerbekultur aus eigener Kraft heraus anzugleichen.

Trotzdem war ein Vorsprung Sachsens einfach deshalb da, weil die geistigen Voraussetzungen in diesem Herzen des deutschen Wirtschaftslebens ganz andere waren, als die in einer kleinen abgelegenen Grenzstadt.

Wie schon erwähnt wurde, kann man von keiner Einbeziehung Gubens in das sächsische Territorium, sondern nur von einem östlichen Vorposten und späteren Ausfalltor Sachsens nach Polen sprechen; es würde sich deshalb

[3]) Jecht erklärt diesen Verfall mit dem Aufschwung der westeuropäischen Gewerbe, die bis ins 16. Jahrhundert hinein der deutschen Produktion nachgestanden, sich aber dann zur erdrückenden Konkurrenz entwickelt hatten. Lamprecht spricht ebenfalls von einer allgemeinen Krise der Textilgewerbe, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts anhielt und durch die französische Mode hervorgerufen war. S. 126 ff. Den Ausfall des deutschen Exportes nach Frankreich gibt Lamprecht noch in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts mit jährlich 3,2 Millionen Rtl. an., — Von Sachsen schreibt Lamprecht, daß dessen Tuchmanufaktur durch die englischen Tuche der merchant adventures, mit denen Sachsen überflutet wurde, und durch die Ausfuhr der besten Wolle nach England besonders hart betroffen wurde. Lamprecht, S. 123. Auch Sombart vertritt diese Ansicht — wie Jecht — und sagt, daß Deutschland, wie Roscher nachgewiesen habe, wirtschaftlich gebrochen (Sombart bezieht sich hier speziell auf die Tuchmanufaktur) in den Dreißigjährigen Krieg eingetreten sei. Sombart, II, 1, S. 10. Vgl. auch Hasse, S. 123.

[4]) Lamprecht, S. 126 ff.

die Frage nach den Möglichkeiten einer Angleichung an den Stand der sächsischen Gewerbe erübrigen, wenn Guben nicht ebenso wie die Oberlausitz[5]) gezwungen gewesen wäre, die Richtung des Tuchabsatzes zu ändern, und wenn die neue Richtung nicht Leipzig und Leipzig Hamburg gewesen wäre.

Wenn also der Uebergang Gubens an Sachsen an sich und andere damit zusammenhängende Aenderungen im Wirtschaftsleben der Stadt nicht sonderlich einschneidend waren, so ist doch die Leipziger Messe, auf der das Gubener Handwerk mit den Gewerbeerzeugnissen Sachsens zusammentraf, von nun an sehr bedeutungsvoll für das Gubener Tuchmachergewerbe geworden. Außerdem wirkte sich jeder Aufschwung und jede Krise der Leipziger Messe unmittelbar auf das Handwerk der kleinen Oststadt aus, das wegen der mangelnden Kapitalbasis doppelt empfindlich für das Auf und Ab gesteigerter und verringerter Nachfrage war.

Die Bedeutung, die Leipzig für Guben gewann, tritt allerdings bei der folgenden Darstellung nicht in den Vordergrund. Denn zunächst sollen die Lebens- und Produktionsverhältnisse innerhalb der Tuchmacherzunft Gegenstand der Betrachtung war. Die Absatzmöglichkeiten, also die von außen einwirkenden Faktoren, werden später behandelt werden. Es sollen hier vorerst die inneren Kräfte, die das Schicksal des Gewerbes formten und bestimmten, untersucht werden[6]). —

[5]) Allerdings sind die Gründe für die Verschiebung der Absatzverhältnisse bei der Oberlausitz andere als bei Guben: die Oberlausitz, die auf den Absatz auf großen Märkten angewiesen war, mußte dem Zuge der Entwicklung folgen. Da die alten internationalen Absatzmärkte im Osten und Südosten zugunsten neuer: Spanien, Portugal und Amerika an Bedeutung verloren, ging die Oberlausitz mit ihren Tuchen nach Leipzig, dem Mittelpunkt der nach Westen gerichteten Ausfuhr (Jecht, S. 101.) Guben dagegen brachte seine Tuche nach Leipzig, weil die Zuspitzung des Gegensatzes Preußen-Sachsen den Besuch der Frankfurter Messe nach und nach unmöglich machte.

[6]) Wir kommen jetzt zur quellenmäßig erschlossenen Geschichte des Gubner Tuchmacherhandwerkes. Deshalb soll — umgekehrt wie im zweiten Teil — zunächst das Handwerk und wie es aus sich heraus seine Lage gestaltete, geschildert werden; die äußeren Umstände, die die Entwicklung beeinflußten, werden ergänzend behandelt werden.

Die älteste Ueberlieferung, die einen Einblick in den Entwicklungsstand des Tuchmachergewerbes Gubens ermöglicht, ist ein Privilegienbuch aus dem Jahre 1667[7]). Es handelt sich bei den Rechten, die darin niedergeschrieben sind, um die gleichen wie im übrigen Reich; auch die innere Haltung den Zeiterfordernissen gegenüber zeigt sich als dieselbe: aus jedem Artikel spricht das strenge Beharren bei der überlieferten Form des Lebens und Schaffens, und ebenso oft ist die Auffassung betont, daß allein die Zunft für die Fragen, die das Handwerk betrafen, zuständig sei.

Eine Bestimmung steht, obgleich auch sie die zünftlerische Tradition schützen soll, außerhalb dieser allgemeinen Forderungen. Sie besagt, daß alle Handwerker der sächsischen Niederlausitz, die sich mit der Anfertigung und der weiteren Zubereitung von Tuchen befassen, nach wie vor in Guben zu den Versammlungen kommen müßten, da Guben auch in Zukunft Kreisstadt der Innungen bleibt[8]). Sämtliche Belange der Zünfte sollten weiterhin vor der Gubener Lade verhandelt werden, auch die Gesellenzusammenkünfte mußten wie immer stattfinden. — Die Gubener Innung hatte also eine weitgehende Kontrollmöglichkeit über die anderen Zünfte der sächsischen Niederlausitz, und so war es für Guben nicht schwer, sich in seiner wirtschaftlichen Sonderstellung zu behaupten, solange diese Aufsicht über Produktionsumfang, Absatz und Wolleverbrauch der umliegenden Städte bestehen blieb.

Der sächsische Kurfürst schränkte bei der Uebernahme der Niederlausitz Guben in dieser Zuständigkeit in keiner Weise ein. Im Gegenteil: er nahm die Partei Gubens, als sich die übrigen Städte gegen die Abhängigkeit auflehnten[9]).

Hier liegt der wesentlichste Zug aller kurfürstlichen Maßnahmen: das Alte wurde geschützt und Neuerungen mied man oder verzögerte sie solange, bis sich mit ihrer Einführung kein Risiko mehr verband, oder bis sie sich durch die Entwicklung der Geschehnisse erübrigten.

---

[7]) Im Juli 1937 wurde eine Urkunde der Tuchmacher aus dem Jahre 1553 gefunden; sie ist das älteste Zeugnis von einem Zusammenschluß der Tuchmacher in einer Zunft.

[8]) Gubener Archiv Acta 51, Nr. 111.

[9]) Vgl. unten S. 71.

Für diese Haltung der sächsischen Regierung, der wir sehr oft in der Geschichte des Tuchmacherhandwerkes unter sächsischer Herrschaft begegnen, gibt schon die erste Anordnung, die aus Dresden in Guben eintraf, ein Beispiel: Um 1700 plante der Kurfürst einen Wollmarkt in Guben einzurichten. Auf diesem Markt sollte der Wollhandel der ganzen Niederlausitz zentralisiert werden. Der Plan wurde jahrelang diskutiert, bis man 1719 ernstlich an die Einrichtung dieses Marktes dachte. Jetzt wollte man Guben zum Mittelpunkt der nach Sachsen gerichteten polnischen Wollausfuhr machen. 1721 wurde der Geheime Rat von Kaltenborn damit beauftragt, seine Anlegung in Gang zu bringen. Er wurde für die Woche vor der Frankfurter Margarethen-Messe geplant. Am ersten Tage sollten nur Gubener Tuchmacher, an den anderen Tagen auch Fremde, aber keine Quantität unter sieben Stein kaufen dürfen[10]). Es mußte aller Flachs, alle Wolle und besonders das Garn aus der Niederlausitz auf diesen Markt gebracht werden. 1729 beschloß man — der Wollmarkt war noch immer nicht eingerichtet —, ihn vor den Breslauer Johannismarkt zu legen und ihn zweimal im Jahre anzusetzen, weil auch zweimal die Schafe geschoren wurden.

Ehe es aber zu einer endgültigen Regelung kam, hatte Preußen so hohe Durchgangszölle auf polnische Wolle gelegt, daß der eigentliche Zweck: die Einfuhr der polnischen Wolle nach Sachsen nicht mehr verwirklicht werden konnte. Sachsen ließ deshalb den Gedanken des Wollmarktes in Guben als Umschlagplatz für die polnische Wolle überhaupt fallen[11]). Dieser Markt wäre — ganz abgesehen von der Möglichkeit, dadurch eine erste Voraussetzung für einen lebhafteren Handelsverkehr in Guben zu schaffen — insofern für die Tuchmacher von großer Bedeutung gewesen, als die Wolle in zureichender Menge vorhanden gewesen wäre. Die Stockung in der Produktion,

[10]) Die Regelung, daß Fremde erst vom zweiten Tage an kaufberechtigt waren und daß sie mindestens sieben Stein einhandeln mußten, ist nichts Außergewöhnliches. Diese Bestimmung galt für alle preußischen und oberlausitzischen Wollmärkte ebenfalls.

[11]) Preußisches Geheimes Staatsarchiv. Reg. Nr. 139 L., Spez. Akten, Pr. Br., Titel 4, Akta Nr. 113.

die schon am Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte, ist, wenn der eigentliche Grund auch ein anderer war, von dieser Wollverteuerung und -verknappung mit verursacht worden [12]).

Von dieser Stockung der Produktion wurde 1685 in einem Brief an die kurfürstliche Regierung berichtet [13]). Die Tuchmacher baten darin, daß es verboten werden solle, drei oder vier Gesellen zu halten, denn die Meister, die mit so vielen Hilfskräften arbeiten, können genügend Tuche anfertigen, um die anderen Handwerker vom Absatz auf dem Frankfurter Markt gänzlich auszuschließen [14]). Darum soll die Anzahl der anzufertigenden Tuche auf fünfzig im Jahre beschränkt werden. Die Begründung für diese Forderung klingt stark an die mittelalterliche Auffassung vom gerechten Lohn an: Es sollen alle Meister dasselbe verdienen, führten die Tuchmacher aus, weil alle gleichviel lernen und gleich teuer das Meisterrecht erwerben müssen. Es sei deshalb nur gerecht, wenn alle auch dieselbe Nahrung hätten. Gegen diese Eingabe der Innung wandten sich die Meister, die über der Masse der Handwerker standen und sich zu einer Sonderstellung ihnen gegenüber entwickelt hatten. Sie drohten dem Kurfürsten im Falle der Erfüllung dieses Wunsches der Zunft mit einer starken Verringerung der Zolleinnahmen. Die Regierung lehnte deshalb eine gesetzliche Beschränkung der Produktion ab.

[12]) Der Schutz des Bestehenden konnte sich, wie hier deutlich zu erkennen ist, sehr nachteilig auswirken. Daß es fast immer der Fall war und daß die Anerkennung Gubens als führende Stadt in der sächsischen Niederlausitz nicht das einzige Beispiel bleibt, das für eine derartige Politik spricht, wird später klar werden.

[13]) Als die wichtigste Ursache für die Stagnation der Tuchmacherei ist der Verfall Frankfurts anzunehmen. Ueber diesen äußeren, auf die Gubener Produktion einwirkenden Faktor wird im nächsten Teil zu sprechen sein.

[14]) Die Beschränkung der Produktion ist ein sicheres Zeichen für den Niedergang der Tuchmacherei. Jecht, S. 95, schreibt, daß, der erschwerten Absatzmöglichkeiten wegen, die Görlitzer Zunft die Produktion durch eine Festsetzung der Höchstzahl der wöchentlich anzufertigenden Tuche beschränkte. Auch in Görlitz wurde — wie in Guben — die Beschränkung durch eine Abdrängung von den alten Absatzmärkten notwendig; auch Görlitz war in der Umstellung auf die westlichen Märkte begriffen.

Es liegt hier ein Parallelfall zu dem Prozeß der sozialen Umschichtung vor, den Jecht für Görlitz nachgewiesen und beschrieben hat[15]). Jecht sagt über die Umbildung der handwerklichen Betriebe in Görlitz: „Das wirtschaftliche Schwergewicht liegt . . .. in den großen Betrieben einzelner Meister, in denen die gesamte Tätigkeit der Tuchbereitung vom Schlagen der Wolle bis zum Scheren des fertigen Stückes (mit Ausnahme des Walkens) durch eine große Zahl abhängiger Hilfskräfte unter weitgehender Arbeitszerlegung ausgeführt wird“[16]).

Die starke kapitalistische Tendenz, die den Städten mit ausgeprägtem Handelscharakter eigen war, hat die strukturelle Umbildung, so wie Jecht sie bei Görlitz schildert, ermöglicht und schon in frühen Jahrhunderten vorbereitet.

In Guben war weder die Erzeugung noch der Absatz kapitalistisch organisiert. Auch im 17. und 18. Jahrhundert finden sich noch keine Spuren einer Loslösung von der mittelalterlichen Wirtschaftsweise. Die Entwicklung einzelner Betriebe zu Produktionsstätten größeren Umfanges ist in Görlitz deshalb auch sozial und betriebsorganisatorisch viel bedeutungsvoller gewesen als in Guben. Hier waren auch die Handwerker, die sich in der Quantität der Erzeugung von den anderen unterschieden, ohne Vermögensgrundlage. Der Aufstieg einzelner Meister in Guben ist folgendermaßen zu erklären: die langsam ansteigende Erhöhung der Meisterrechtsgebühren ließ für viele Gesellen die Erwerbung des Meisterrechtes zu teuer werden. Die Handwerker, die ihre Tuche in Frankfurt besser zu verkaufen verstanden als die anderen, intensivierten mit diesen Arbeitskräften, die sie im Lohnwerk beschäftigten, ihre Produktion.

[15]) Einen Parallelfall zur Entwicklung von Guben in der Umgestaltung der Görlitzer Produktionsform zu sehen. ist allerdings nur rein äußerlich möglich. Denn in Görlitz war die Grundlage. auf der sich die Umformung vollzog. kapitalistisch. In Guben erwuchs die Neubildung der sozialen Struktur aus der Kapitalarmut: der bessergestellte Meister verfügte über ein Geldvermögen ebensowenig wie die anderen Meister. Aber er verstand die Absatzmöglichkeiten besser zu erfassen; er war weniger schwerfällig und konnte deshalb auf Kosten der anderen Handwerker im größeren Rahmen produzieren.

[16]) Jecht, S. 76.

Der Grund dafür, daß auch die fortschrittlichen Tuchmacher zu keiner Vermögensbildung fähig waren, ist schwer anzugeben. Im wesentlichen mögen drei Gründe ausschlaggebend gewesen sein: Einmal fehlte der Handel. Außerdem erfuhr das Handwerk keinerlei Unterstützung und Hilfe durch die Regierung; es mußte sogar an den großen Lasten mittragen, die Sachsen aus der Personalunion mit dem Königreich Polen erwuchsen. Drittens hatte man in Guben den Wert des Veredlungsverkehrs und seine Fähigkeit der Kapitalbildung noch nicht erkannt; einer Veredlung der groben Tuche maß man in Guben noch im 18. Jahrhundert keinerlei Wert bei.

Die Tuche, die Appretur erhalten sollten, wurden nach Lübeck, Hamburg, Bremen und Rostock gebracht. Dort wurde die Veredlung in den großen Appreturanstalten und Färbereien, die schon im 15. Jahrhundert entstanden waren[17]), vorgenommen. Für die Hansestädte und ihren Handel war die Veredlung der Tuche von großer Wichtigkeit.

Die Beschränkung auf die Herstellung von rohen Tuchen hat ihren tieferen Grund auch wieder in der Beharrung bei der überlieferten Arbeitsweise.

Die sächsische Regierung gab sich keine Mühe, auf die Wirtschaftsgesinnung des Gubener Handwerkertums einzuwirken und es an den neuen Zeitgeist zu gewöhnen, der die Umstellung vom statischen Prinzip (die Bedarfsdeckung war das Arbeitsziel) zum dynamischen Prinzip (die Weckung der latenten Bedürfnisse durch den Produzenten war das Mittel, die Nachfrage zu steigern) verlangte.

Je mehr die alte Wirtschaftsordnung in den Hintergrund trat, desto schwerer wurde es für die Gubener Meister sich auf den Märkten und Messen durchzusetzen. 1696 baten viele Tuchmacher um die Erlaubnis, die Stadt

[17]) Hildebrand, S. 921, Bd. VII. schreibt, daß nach einem Beschluß der Hansestädte in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts die Tuche nur nach völliger Vollendung ausgeführt werden durften. Die Hansestädte führten ihr wirtschaftliches Aufblühen zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auf ihre Veredlungsgewerbe zurück. Ueber die gänzliche Verkennung des Wertes der Veredlung durch die eigenen Meister in der Niederlausitz klagt auch Musäus (S. 30) und führt darauf nicht nur die Armut der Gewebeindustrien, sondern auch ihr Stehenbleiben auf einer mittelalterlichen Entwicklungsstufe zurück.

verlassen zu dürfen, um dahin auszuwandern, wo sie ein besseres Auskommen zu haben hofften [18]). Diese Erlaubnis wurde ihnen gewährt, ohne daß die sächsische Regierung nachprüfte, welches die Gründe für diesen plötzlichen Verfall des Gewerbes waren. Erst in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts berichteten die Aeltesten des Gewerkes von sich aus, daß die Stagnation des Tuchmachergewerbes, die zum völligen Verfall führen werde, darauf beruhe, daß man noch immer nicht zur Anfertigung der neuartigen breiten Tuche übergegangen sei. Was diese Mitteilung bedeutet, kann man durch einen Vergleich mit der Oberlausitz ermessen. Jecht sagt, daß Görlitz diese Tuche schon vor 1600 herstellte und daß die kleinen Städte der Oberlausitz 1625 dem Beispiel von Görlitz folgten [19]). Die Ursache dafür, daß die Umstellung von den kurzen und schmalen auf die langen und breiten Tuche in Guben nicht erfolgte, ist in dem Fehlen von Vermögen zu sehen, wodurch der Uebergang von der billigen zur teuren Erzeugung verhindert wurde.

Die Kapitulation vor der neuen Zeit in der Form der Selbstaufgabe des Gewerbes mußte zu erwarten sein. Die Tuchmacher suchten dieses Ende hinauszuzögern, indem sie zum Sparen übergingen [20]). Auf diese Weise glaubten sie den mangelhaften Absatz ausgleichen zu können. Dieses Sparen äußerte sich beispielsweise darin, daß die Meister ihre Tuche auf einen Handwagen luden und sie zu Fuß nach Frankfurt brachten. Diese Tuche waren nach wie vor schmale und kurze, „damit sie im Zoll für halbe passieren", und damit auch die Akzise-Abgaben so gering wie möglich wurden. Das Tuchmachergewerk hatte 1733 hundert Taler Schulden. Es bat um Erlaß des Schutzgeldes, das jährlich an die Landeshauptmannschaft zu zahlen war. Diese Bitte

[18]) Wie aus den Archivakten hervorgeht, wandten sie sich in den meisten Fällen nach Kottbus, wo sie gern aufgenommen wurden und wo sie durch ihren Fleiß die spätere Blüte des Kottbusser Tuchmacherhandwerkes mitbegründeten.

[19]) Jecht, S. 100, Text und Anm. 1.

[20]) Allerdings war das Sparen für den frühkapitalistischen Wirtschaftsmenschen schlechthin typisch (Sombart, II. 1. S. 33). Aber in unserem Falle handelt es sich nicht um eine Eigenschaft, sondern um einen Ausweg aus der Not.

wurde ihnen abgeschlagen. Musäus behauptet sogar, man habe die Schutzgelder in der Niederlausitz mit großer Strenge und vielen Härten eingetrieben. — Die Schulden des Gewerkes stiegen noch im Laufe des gleichen Jahres auf 130 Taler.

Je mehr die Wirtschaftspolitik des Merkantilismus ihre kämpferische Tendenz gegen die ausländischen Gewerbe entwickelte, desto geringer wurden die Lebensmöglichkeiten der politisch machtlosen kleinen Territorien. — Welche Voraussetzungen Guben für diesen Kampf mit und gegen die merkantilistisch regierten Länder in sich entwickelte, soll jetzt untersucht werden.

Wie schon erwähnt wurde, leitete die Verteuerung der Wolle, die eine unmittelbare Folge der merkantilistischen Zollerhöhungen war, eine Periode der allgemeinen Produktionsstockung ein. Guben, aus dessen Ratsschäfereien die Wolle nach Preußen ausgeführt wurde, konnte selbst keine Wolle aus Brandenburg beziehen. Auch England hatte seit Ende des 16. Jahrhunderts jede Wollausfuhr verboten; die bedrängten Tuchmacher konnten nicht mehr, wie es früher geschehen war, durch die Vermittlung der Hansestädte ihren zusätzlichen Wollebedarf auf diese zwar kostspielige, aber doch mögliche Art zu decken.

Jeder Versuch, die Regierung dazu zu veranlassen, dem Adel das Privileg der ungehinderten Wollausfuhr zu nehmen, mißlang[21]). Wie hätte die sächsische Regierung an diesen Versuch auch denken können, wenn nicht einmal Friedrich der Große den Adel in diesem Recht zu beschränken vermochte! Der Adel führte aber nicht nur die selbsterzeugte Wolle, sondern auch die der Bauern und Schäfer aus. Die Wollmärkte in der Niederlausitz verödeten. Schmoller sagte einmal, die Geschichte des Schmuggels sei im 18. Jahrhundert die Geschichte des Handels gewesen[22]). Tatsächlich blieb nur der Weg des Schmuggels

[21]) Hildebrand. S. 197. Bd. VI. sagt, daß bei den Wollenausfuhrverboten zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Adel in Preußen und Kursachsen ausgenommen war, und nur vorstellungsweise konnte sich der Landesherr mit der Bitte an diese Priveligierten wenden, daß sie ihre Erzeugnisse den inländischen Gewerben überlassen möchten.

[22]) Brinkmann, S. 25.

für die bedrängten Tuchmacher übrig, wenn sie nicht, wie es bei den Leinewebern in der Niederlausitz der Fall war, Jahre hindurch ihre Produktion einstellen wollten[23]). 1765 klagt ein Gubener Tuchmacher, daß ein Schneider aus Kalau die ganze Wolle in Guben aufkaufe, und daß man sie sich für den eigenen Bedarf mühsam aus Preußen beschaffen müsse[24]). Auch über die Methode des Wollschmuggels gibt ein Bericht an die sächsische Regierung Aufschluß: Die Gubener Tuchmacher sammelten die großen Säcke mit polnischer Wolle, die für Kottbus bestimmt waren, und „verwandelten" diese großen Säcke, nachdem sie den preußischen Zoll passiert hatten, in ebenso viele kleine[25]).

Aber der Schmuggel preußischer und polnischer Wolle half den Tuchmachern ebenso wenig wie das Verbot des Kurfürsten von Sachsen, die Wollverkäufer an sich zu locken, was mit 5 Talern Strafgeld geahndet werden sollte. Denn die Tuchmacher waren und blieben die Benachteiligten, da durch keines der Verbote, die den Wollhandel betrafen, der Adel erfaßt wurde. Weil aber der Landadel die gesamte Wolle in Guben aufkaufte, blieben die Tuchmacher auf eine Zufuhr angewiesen, bei der sie weder auf die Qualität noch auf die Quantität noch auf den Preis einzuwirken vermochten; und selten entsprach die geschmuggelte Wolle den Wünschen der Tuchmacher. Schlechte und teure Wolle kam nach Guben, und die gute, durch spanische Störarbeiter veredelte Landwolle der Güter und Ratsschäfereien, wurde ausgeführt[26]). Zu diesen Schwierigkeiten kamen noch andere, die sich die Gubener Handwerker selbst durch ihre Unehrlichkeit machten. Die Tuchscherer trugen in besonderem Maße dazu bei, die Tuchproduktion zu erschweren. Sie wogen, trotz der Einführung des Dresdener Gewichtes, nach Frankfurter Maß und betrogen auf diese Weise die Tuchmacher bei jedem Stein Wolle (gleich

[23]) Musäus, S. 21.

[24]) Preußisches Geheimes Staatsarchiv. Rep. 139 m. Vol. 1. Akta Nr. 13.

[25]) Ebenda.

[26]) Ebenda, S. 59.

22 Pfund) um ein Pfund [27]). Die Schilderungen der Tuchmacher lassen deutlich erkennen, daß die Tuchscherer, die allmählich den Garnhandel an sich zu bringen wußten, die Tuchmacher von sich abhängig machten. Fechner [28]) berichtet ähnliches aus Schlesien, wo die Tuchscherer die Leineweber verlegten: Durch den Ankauf des Flachses wurde es ihnen möglich, die Leinenerzeugung zu beherrschen und die Weber zu unterdrücken. — Wären nicht in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Tuchbereiter zu einer den Tuchscherern sozial und wirtschaftlich ebenbürtigen Stellung gelangt, so hätten sich die Tuchscherer in Guben sicher zu einer ähnlichen Stellung hin entwickelt wie die Straßburger Tucher sie im Mittelalter inne hatten: sie hätten die gesamte Produktion beherrscht und die Tuchmacher im Lohnwerk beschäftigt [29]). Die Tuchbereiter aber verhinderten diese Entwicklung; in ihrer wirtschaftlichen Machtstellung überflügelten sie sogar die Tuchscherer [30]) und begannen nun ihrerseits, den Produktionsprozeß maßgebend zu beeinflussen.

Außer der Unehrlichkeit und der Spekulationssucht der Handwerker — auf diese zweifache Weise nutzten sie die Not der Tuchmacher aus — war noch ein anderer Umstand für die Beschaffung der Wolle äußerst erschwerend: die Wolle, die aus Pommern und Brandenburg — hauptsächlich vom Adel — nach Sachsen und der Niederlausitz eingeführt wurde, war mit einem Einfuhrzoll von 4 Pfennigen für den Stein belegt.

Die Gubener Tuchmacher wußten sich nicht anders zu helfen als nach Möglichkeit mit der Wolle zu sparen und die zu kurz angefertigten Tuche zu strecken, damit sie die nötige Länge erhielten. Schon im 15. Jahrhundert waren im ganzen Deutschen Reich Verbote gegen das betrüge-

---

[27]) Uebrigens eiferten ihnen die Bauern, soweit sie ihre Wolle an die Tuchmacher verkauften, darin nach: sie wogen auf ihren eigenen Waagen ab, wobei sie unzweifelhaft noch mehr betrogen als die Tuchscherer.

[28]) Fechner, S. 721.

[29]) Vgl. über die Stellung der Tucher Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 412 ff.

[30]) Vgl. unten S. 80.

rische Strecken der Tuche erlassen worden[31]). Da diese Verbote sich im Laufe der Jahrhunderte öfter wiederholten, scheinen sie nicht sehr wirksam gewesen zu sein. Im 18. Jahrhundert gehörte auch Guben zu den Gebieten, bei denen diese Verbote notwendig wurden. Um die gleiche Zeit (1754) untersagte Brandenburg das betrügerische Strecken der Tuche[32]); in Preußen konnte man auf diese Weise ebenso wenig wie in Guben dem Wollemangel und damit dem Strecken der Tuche wirkungsvoll entgegentreten. Da die Not und nicht das Gewinnstreben der Anlaß zu der mangelhaften Anfertigung der Tuche war, konnten Anordnungen nichts ändern; nur durch tatkräftige landesherrliche Unterstützung der Gewerbe war es möglich, eine Verbesserung in der Herstellung der Tuche zu erreichen.

Das preußische Tuchmachergewerbe war der Hilfe durch seinen König gewiß; in Guben konnte man auf keine Unterstützung des Kurfürsten rechnen. Die sächsische Regierung ließ den Tuchmachern mitteilen, daß ein lebensfähiges Gewerbe sich selbst erhalten könne und daß — andererseits —, falls es nicht lebensfähig sei, alle staatlichen Maßnahmen nichts nutzen würden[33]). Auch Hasse klagt über die Passivität der sächsischen Regierung, und sagt, daß sogar Leipzigs wirtschaftliche Interessen vom Kurfürsten vernachlässigt wurden[34]): „Wenn die Leipziger Messen ihr Gedeihen und ihre Förderung in früherer Zeit und auch noch am Ende des 17. Jahrhunderts zum Teil ohne Zweifel der Fürsorge und der richtigen Wirtschaftspolitik der sächsischen Landesfürsten verdankt hatten, so haben die Leipziger Messen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die europäische Bedeutung, zu welcher sie in dieser Zeit gelangten, trotz der politischen Lage Sachsens und der ihnen zuteil gewordenen Vernachlässigung sich selbst errungen. Was hätte im vorigen Jahrhundert (im 18. Jahrhundert) aus den Leipziger Messen

31) Hildebrand, S. 151, Bd. VII.
32) Matschoß, S. 60.
33) Vgl. unten S. 43 f.
34) Hasse, S. 48.

werden können, wenn hinter Leipzig noch das Sachsen des Kurfürsten Moritz gestanden hätte!“[35]).

Mit einer Hilfe durch den Staat war also — wie wir sahen — für Guben nicht zu rechnen. Es blieb nur die Möglichkeit der Selbsthilfe, die, wenn man auf Erfolg hoffen wollte, mit einer völlig neuen Organisation des Handwerks hätte beginnen müssen; an dieser ersten Voraussetzung wäre schon alles gescheitert, da die Gubener Tuchmacher gerade hierin völlig einsichtslos waren und eine solche Revolutionierung ihrer gesamten Arbeits- und Lebensgewohnheiten niemals von selbst unternommen hätten.

Um 1770 taucht in Guben ein Tuchhändler namens Herzog auf. Daß eine Reform der Produktionsweise trotz des Sträubens der Tuchmacher in Guben durchgeführt wurde, und daß das Tuchmachergewerbe erhalten blieb, daß es sogar in den 80er Jahren einen neuen Aufschwung nahm, ist ihm zu danken. Aus den Akten geht nicht hervor, ob er aus Guben stammte, ob er einem dortigen Gewerbe als Handwerker angehörte oder ob er durch einen Zufall nach Guben gekommen ist. Jedenfalls spricht seine Umsicht und Tatkraft dafür, daß seine Heimat nicht Guben war, sondern daß er aus einer Stadt mit hochentwickelter Tuchindustrie kam. Der eigentliche Beruf Herzogs war auch gewiß nicht der Tuchhandel; seine genauen Kenntnisse der Tuchherstellung legen die Vermutung nahe, daß er ursprünglich Tuchmacher war.

Seine erste Tat, die für Guben grundlegenden und reformatorischen Wert hatte, war (1774) die Einführung der Herstellung feiner und besser gefärbter Tuche[36]). Herzog holte gute Spinner aus dem Ausland nach Guben, die sich auf das Spinnen feiner Wolle verstanden[37]). Er berichtete

[35]) Jecht, S. 105, sagt, daß die Oberlausitz unter sächsischer Herrschaft zu einer neuen gewerblichen Blüte gelangte. — Dieser Aufschwung ist aber gewiß weniger auf kurfürstliche Maßnahmen als auf die eigene wirtschaftliche Kraft der Oberlausitzer Tuchindustrie zurückzuführen.

[36]) Preuß. Geh. Staatsarch. Rep. 139 M, Pr. Br. Vol. 1, Nr. 13,

[37]) Wie wichtig diese Maßnahme war, kann daran ermessen werden, daß in der übrigen Niederlausitz die Herstellung feiner Tuche unmöglich war, weil die Spinner unfähig waren, feines Garn zu spinnen. Die anderen Städte blieben deshalb bei der Produktion grober Gewebe und schlossen damit die Blüte des Gewerbes von vornherein aus.

der Regierung, daß diese neuen Tuche sehr guten Absatz fänden. Aus der sächsischen Exportprämienkasse erhielt er als Belohnung dafür, daß er alles nach dem Ausland verkaufte, 10 Taler ausgezahlt. Zehn Jahre später (1784) machte er ausfindig, daß man für die einfachen Tuche keine Seife zum Walken braucht, sondern daß eine bestimmte Erde genügt. Dadurch verbilligten sich die Tuche bedeutend und waren anderen Tuchen gleicher Qualität überlegen. Für diese Erfindung zahlte ihm der Kurfürst eine Prämie und versicherte ihn seines Glaubens, das Schicksal der Gubener Tuchmacher in seinen Händen wohlbewahrt zu wissen. Ein Darlehen von 3000 Talern, um das er schon 1772 gebeten hatte, wurde ihm jetzt gewährt. Mit diesem Darlehn begann Herzog die Gubener Tuchmacher zu verlegen und dadurch von der Zunftwirtschaftsform zur kapitalistischen Wirtschaftsweise hinüberzuleiten. Mit diesem Geld kaufte Herzog für den Bedarf des ganzen Gewerkes Wolle ein und errichtete ein Wollmagazin.

Als Herzog 1772 dem Kurfürsten diesen Plan unterbreitet hatte, erhielt er die Antwort, daß es eine mißliche Sache sei, die Manufaktur durch Geldzuschüsse künstlich zu halten. Man solle dem Vorbild der Engländer und Holländer nachstreben, die allein durch ihre eigene Tüchtigkeit etwas geworden seien.

Durch die Gewährung des Darlehns wurde Herzog dazu ermutigt, um Messeprivilegien für Guben zu bitten. Er beschrieb die Lage Gubens als außerordentlich günstig und erklärte, daß es ihm gelingen würde, den polnischen Handel nach Guben zu lenken [38]). Durch Schaffung eines wohlhabenden Handelsstandes wollte er die weitere Auswanderung der Tuchmacher nach Preußen verhindern. Die preußische Manufaktur, schrieb er, sei in den letzten Jahren sehr „in Flor" gekommen und nehme die sächsischen, besonders die Gubener Tuchmacher gern auf. Die Messeprivilegien für Guben wurden abgelehnt. Zu dem, was Herzog über die Auswanderung berichtete, nahm die Regierung nicht Stellung. Sie kümmerte sich um die Aus-

[38]) Preußisches Geheimes Staatsarchiv Pr. Br. Rep. 17 Titel 6, Akta Nr. 3.

wanderung sächsischer Tuchmacher überhaupt nur insoweit, als sie die ausländischen Anwerber verhaften ließ. Da es am Zuzug auswärtiger Tuchmacher nicht mangelte, hielt man durchgreifendere Maßnahmen für überflüssig[39]).

Um einer weiteren Abwanderung nach Preußen dennoch entgegen treten zu können, gestaltete Herzog die Musterkarte reichhaltiger und ließ diese verschiedenartigen Tuche von annähernd hundert Tuchmachern anfertigen. Da im Wollmagazin eine stets ausreichende Menge Wolle vorhanden war, da also das dauernde Schwanken des Wollpreises deshalb auf die Gubener Produktion nicht fühlbar einwirken konnte, war die Voraussetzung für ununterbrochenes und intensives Arbeiten gegeben.

In den preußischen Grenzstädten sah man in dieser Entwicklung eine Gefahr für die eigenen Gewerbe. Hatten die preußischen Münzverschlechterungen ehemals nicht unbeträchtlich dazu beigetragen, den Siebenjährigen Krieg zu finanzieren, so sah man jetzt darin das geeignete Mittel, den Kampf gegen die ausländischen Gewerbe zu erleichtern.

1784 beklagte sich Guben bei der sächsischen Regierung, daß man sich Mühe geben könne wie man wolle, es sei gegen die Preußen nichts zu machen. Die Tuchmacher in Brandenburg kauften für schlechtes, also billiges Geld ihre Wolle und Farbstoffe im eigenen Lande ein und verkauften im Ausland ihre Tuche der geringeren Produktionskosten wegen billiger und erhielten außerdem gute Münzen. In Guben mußte man, um konkurrenzfähig bleiben zu können, den Arbeitslohn senken. Während die Kottbuser Tuchmacher, die im Lohnwerk arbeiteten, 4 Taler 12 Gr. erhielten, konnte Herzog für ein Stück Tuch nur 3 Taler 12 Gr. zahlen.

Die sächsische Regierung versagte nicht nur auch dieses Mal ihre Hilfe, sondern erhöhte sogar die Generalakzise.

Herzogs größter Eifer galt, um eine Verbilligung der Produktionskosten durchführen zu können, der Beschaffung preiswerter Wolle. Er wollte auf diese Weise sich selbst und den Tuchmachern aus dieser Lage helfen. Herzog

[39]) Hasse. S. 154.

kaufte die Wolle in großen Quantitäten (600 bis 700 Stein) auf den Rittergütern und vom Kloster Neuzelle ein. Der Bezug großer Mengen ermäßigte den Preis beträchtlich. Außerdem bezog Herzog eine sehr gute Landwolle aus Friesland; diese Wolle war um einen halben Taler billiger als die Landwolle im allgemeinen.

Für diese Bemühungen Herzogs zeigten sich die Tuchmacher wenig dankbar. Sie verlangten von der Regierung eine Darlehnsgewährung unmittelbar an sie selbst [10]), um wieder selbständig und von Herzog unabhängig zu werden. Außerdem behaupteten sie, von Herzog in schlechter preußischer Münze bezahlt zu werden. Weiterhin hatte Herzog in den 80er Jahren das Spinnen der Streichwolle auf dem großen Rade eingeführt und, wie wir schon sahen, fremde Spinner nach Guben geholt. Von ihnen und von den jungen Gubenern, die nichts weiter als das Spinnen auf dem holländischen Rade gelernt hatten, berichteten die Tuchmacher jetzt, daß sie, die Spinner, brotlos geworden seien. Herzog habe, sagten sie, die Anfertigung der feinen Tuche, die des Kurfürsten Anerkennung gefunden hatten, jetzt völlig eingestellt. Ein Teil der Streichgarnspinner sei nach Kottbus ausgewandert, und da niemand mehr die grobe Wolle auf dem kleinen Rade zu spinnen verstehe, drohe Guben zu einer einzigen Lohnspinnerei für Kottbus zu werden [11]). Denn in Kottbus werde das feine Garn verlangt, und Herzog lasse keine Tuche mehr davon anfertigen.

Die Streitigkeiten zwischen dem Gewerk und Herzog wurden immer heftiger. Die Anfeindungen der Tuchmacher zwangen Herzog zu endlosen Auseinandersetzungen über

[10]) Die Gubener Tuchmacher dachten vermutlich an dieselbe Hilfsmaßnahme, wie man sie in Preußen plante. Dort wollte man, damit die armen Tuchmacher von den Verlegern nicht ausgenutzt werden, Darlehnskassen zu ihrer Unterstützung errichten. Rachel, S. 296, Bd. I.

[11]) Diese Behauptungen sind übertrieben; später werden wir noch sehen, daß die Tuchmacher oft Unwahres über Herzog berichteten, weil er ihnen unbequem war. In diesem Falle stimmen die Schilderungen der Tuchmacher schon deshalb nicht, da im Jahre dieser Eingabe (1794) in Guben hauptsächlich feine Tuche, die für Schweden bestimmt waren, angefertigt wurden. Feine Tuche aber mußten aus feiner Wolle und besonders sorgfältig hergestellt werden. — Vgl. darüber unten S. 56.

die Berechtigung seiner Maßnahmen. Endlich — 1805 — war Herzog des Streites, bei dem er immer der Angegriffene war, müde und beschloß, nach Preußisch-Kottbus auszuwandern. Jetzt baten ihn die Tuchmacher, den Streit beizulegen und zu bleiben, damit sie nicht in noch größere Not kämen. Herzog beschloß, auf die Bitte der Tuchmacher hin zu bleiben. Anscheinend fühlte er sich auch zu alt, um Guben zu verlassen. Daß er sich außerdem nicht gern von seinem Lebenswerk trennte, geht daraus hervor, daß er einen jüdischen Händler, der seinen Verlag übernehmen wollte, solange mit seinem Haß verfolgte, bis er sein Vorhaben aufgab, und sich gezwungen sah, Guben zu verlassen.

Kurz darauf starb Herzog. Nach seinem Tode begann das Gewerbe sehr schnell zu verfallen, es fehlte ihm die führende Unternehmerpersönlichkeit, ohne die es nicht lebensfähig war. Wie unselbständig und hilflos die Tuchmacher der neuen Zeit noch immer gegenüber standen, geht aus folgender Aufstellung hervor: Das Gewerk bestand 1809 aus 105 Meistern (zu Herzogs Lebzeiten hatte es 120, sogar 135 Meister in Guben gegeben). Von den 105 Meistern arbeiteten nur 15 selbständig. Ihre Produktion war noch nach mittelalterlichen Gesichtspunkten organisiert. Denn — so schrieben sie 1810 an den sächsischen König[42]) — auch sie verfügten über keine Barmittel und müßten mit Vorschüssen arbeiten; deshalb fertigten sie Tuche nur dann an, wenn sie ganz sicher waren, daß ihnen ihre fertige Ware abgekauft wurde. Von den übrigen 90 Meistern hatten für Herzog 70 gearbeitet. Ihre Abhängigkeit gestaltete sich in der Weise, daß sie auf eigenen Stühlen gewebt hatten und daß sie von Herzog, der ihnen die fertigen Tuche abnahm, mit Garn beliefert worden waren. Die anderen 20 Meister hatten keine eigenen Stühle besessen und arbeiteten in seinem Haus. Dieses Bild von den Gubener Arbeits- und Produktionsverhältnissen läßt ohne längere Erläuterungen erkennen, daß es für die Tuchmacher ganz unmöglich war, die Verantwortung für ihr wirtschaftliches Schicksal selbst zu übernehmen. Sie selbst mochten

[42]) 1806 nachdem die Schlacht bei Jena verloren worden war, hatte Sachsen mit Napoleon in Posen Frieden geschlossen und der Kurfürst war als König von Sachsen dem Rheinbund beigetreten.

das auch empfunden haben. Denn sie schrieben an die sächsische Regierung, daß ihre Not, die seit Herzogs Tod immer größer geworden war, unerträglich werden würde, wenn nicht jemand nach Guben käme, der ihnen, wie Herzog es getan habe, Arbeitsmöglichkeiten verschaffe.

1809 kam der - auf S. 46 bereits erwähnte - Jude Salomon Joseph wieder nach Guben zurück, um noch einmal den Versuch zu machen, in den Besitz von Herzogs Unternehmen zu gelangen. Die verzweifelten Tuchmacher baten für ihn bei der sächsischen Regierung um ein Darlehn von 4000 Talern, damit er Materialien einkaufen und mit der Arbeitszuteilung beginnen könne.

Der König ließ das Gubener Gewerk ohne Antwort, und da Salomon Joseph ohne geldliche Unterstützung der sächsischen Regierung die Arbeit nicht aufnehmen lassen konnte, verließ er Guben.

1811 übernahm der Tuchmacher Lehmann den Verlag von Herzog und rettete damit das Gubener Gewerbe vor dem völligen Verfall. Er beschäftigte den größeren Teil der Meister; die anderen, denen er keine Arbeit geben konnte, sanken zu Lohnspinnern herab und gaben die Tuchmacherei auf.

Die Entwicklung der Tuchmacherei, so wie sie sich in dieser Schilderung offenbart, konnte einen gewissen schon in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts erreichten Höhepunkt nicht mehr überschreiten. Trotz der Neuerungen, die Herzog einführte, ließen sich viele Schwierigkeiten, besonders die Auflehnung der Tuchmacher gegen diese Neuerungen, schlecht überwinden. Der Traditionalismus, in dem die Tuchmacher befangen waren, machte eine freie Entfaltung der vorwärtsdrängenden Kräfte unmöglich. Aber auch andere, von dem Willen der Tuchmacher, ihr Handwerk zu fördern, unabhängige Faktoren beeinflußten das Schicksal des Tuchmachergewerbes ausschlaggebend. Es handelt sich hierbei im besonderen um die Absatzmöglichkeiten, die von fremden Regierungen, z. B. von der preußischen, beschränkt oder erweitert werden; über sie muß im Anschluß berichtet werden, um von dem Schicksal des Tuchmachergewerbes ein vollständiges Bild zu geben.

2. Die Wirtschaftspolitik und die Absatzgestaltung in ihrer Einwirkung auf das Gubener Textilgewerbe.

In den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts war, wie schon erwähnt wurde[43]), nicht nur der Wollemangel daran schuld, daß die Tuchmacher die Erzeugung teilweise einstellen mußten. Auch die Anfänge der Absatzschwierigkeiten fallen in diese Zeit.

In demselben Brief, in dem die Tuchmacher berichteten, daß die Gubener Wolle aufgekauft und ausgeführt wurde, schilderten sie die schlechte Handelslage von Frankfurt. Da Frankfurt der hauptsächlichste Absatzmarkt für ihre Tuche war, betraf die Krise der preußischen Messestadt Guben beinahe stärker als sie selbst.

Die Lage Brandenburgs und Frankfurts beschreibt Schmoller folgendermaßen: „Für Frankfurt, das von 1631 bis 1644 unter drückender schwedischer Herrschaft gestanden hatte, gab es keine Möglichkeit der wirtschaftlichen Erholung. Das Stocken des Handels und des Gewerbelebens, das von 1650 bis 1720 auf Brandenburg lastete, war nicht allein auf den Krieg zurückzuführen. Brandenburg war nicht Herr seiner Ströme, die territorialen Wirtschaftskämpfe brachten das Land und seine größeren Städte in eine immer ungünstigere Lage. Man mußte zusehen, wie der polnische Handel sich immer mehr Danzig und Breslau zuwandte und wie die alte Straße nach Frankfurt verödete. Man mußte zusehen, wie diese beiden Städte im Osten und wie Leipzig und Hamburg immer bedeutungsvoller im Westen wurden“[44]).

Aus dem Brief der Tuchmacher geht hervor, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts die Lage Frankfurts besonders schlecht gewesen sein mußte; denn noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war Gubens Handel in Frankfurt frei; soweit Käufer vorhanden waren, durften die Gubener Tuchmacher unbeschränkt an sie in Frankfurt verkaufen. Später begann die preußische Merkantilpolitik, Guben von der

[43]) Vgl. oben S. 36 Anm. 3.

[44]) Schmoller, „Studien zur wirtschaftlichen Politik Friedrichs des Großen“, S. 27 und S. 36.

Messe durch politische Maßnahmen: durch hohe Zoll- und Akziseabgaben auszuschließen.

Die Tuchmacher hätten sich durch die Krise der Handelslage Frankfurts und durch die langsam ansteigenden Zollabgaben an den Gedanken einer Aenderung der Absatzrichtung gewöhnen müssen. Aber der neue Weg, der Leipzig und Warschau verband[15]), und auf dem sie mit ihren Tuchen nach dem machtvoll aufstrebenden Leipzig gelangen konnten, war zu weit. Außerdem fürchteten sie in Leipzig die überlegene Konkurrenz sächsischer Tuche.

Auch der sächsische Kurfürst gab sich keine Mühe, darauf einzuwirken, daß Guben die Leipziger Messe besuchte. Andererseits trug seine Politik dazu bei, daß Guben in die allgemeinen territorial-wirtschaftlichen Verflechtungen einbezogen wurde[16]) und dadurch seine Krisenfestigkeit verlor.

Mehr und mehr wurde Guben dadurch, daß nicht nur Sachsen sondern auch Preußen seine kleinen Grenzstädte autoritativ durch seine Territorialpolitik erfaßte, einer Unsicherheit des Absatzes auf den ehemals gleichmäßig aufnahmebereiten Märkten in Preußen ausgesetzt. Es hätte jetzt einer energischen Klarstellung der wirtschaftspolitischen Situation durch die sächsische Regierung bedurft; denn die Gubener Tuchmacher mußten erkennen lernen, daß das Schicksal ihres Gewerbes nicht mehr von der märkischen Niederlausitz und ihrer Kaufwilligkeit sondern von Sachsen bestimmt wurde. Diese Klarstellung durch die sächsische Regierung aber unterblieb.

Erst als die Aeltesten des Gewerkes darum baten, den Tuchmachern den Besuch der Frankfurter Messe zu verbieten, wurde der Versuch gemacht, die Handwerker zu veranlassen, nach Leipzig zu kommen. Die Tuchmacher, die zwar einem Befehl, aber keinem Vorschlag Folge geleistet

---

[15]) Die Straße Leipzig—Warschau, die über Guben führte, war ursprünglich eine Heerstraße. Sie verband Sachsen mit dem ihm 1697 in Personalunion angegliederten Polen.

[16]) Durch die Heeresdurchmärsche, die Guben in einen unmittelbaren Zusammenhang mit Sachsen und Polen brachte wirkten sich alle Erschütterungen, die das Zeitgeschehen begleiteten, und von denen es früher unberührt geblieben war, auf Guben aus.

hätten, änderten ihre Gewohnheit nicht und zogen nach wie vor zu den Messen nach Frankfurt. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts gingen die Gubener Tuche überwiegend dahin. — Hätten die politischen Gegensätze zwischen Preußen und Sachsen nicht zu einer gänzlichen Einstellung des gegenseitigen Handelsverkehrs geführt[47]), so hätte Guben wahrscheinlich lieber das wirtschaftliche Schicksal des im völligen Niedergang begriffenen Frankfurt geteilt, als daß es nach Leipzig gegangen wäre und den Versuch einer Anpassung an den hohen Stand der sächsischen Gewerbekultur gewagt hätte.

Eine Aufstellung aus den Jahren 1755/56 zeigt die große Bedeutung, die Frankfurt noch immer als Absatzgebiet für Gubener Tuche hatte[48]).

---

[47]) Der Kauf Gubener Tuche durch preußische Untertanen wurde ebenso verboten wie der Detailhandel mit sächsischen Tuchen. In einer 17 seitenlangen Instruktion, in der er 22 Punkte besonders herausstellte, hatte Friedrich der Große folgendes befohlen: „Der expedierende Sekretario soll sämtliche Tore Frankfurts und den Landweg, der von Braunschweig und Leipzig über Guben nach Frankfurt führt, überwachen und auch bei der Prüfung der ausländischen Waren auf der Frankfurter Ratswaage dabei sein. Ein Brigadier soll bei den Messen die Dienste des Waagemeisters verrichten. Es ist besonders darauf zu achten, daß die Collis mit der Zahl der Torzettel übereinstimmt . . . immer muß der Stadtinspektor während der Messe ein wachsames Auge auf den Detailhandel haben, damit keine ausländischen Waren im Detail verkauft werden". Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br., Rep. 3 B., Meßdirektionsregistratur, Generalia Lit. 1, Nr. 3.. — Fechner, S. 94: Noch einmal gab Preußen Sachsen eine Möglichkeit, in ein verträgliches Verhältnis zu einander zu kommen. 1755 forderte Preußen Sachsen auf, dieselben Imposten gegen Oesterreich einzuführen; seitdem blieb der sächsisch-preußische Handelsverkehr nur noch formal bestehen; denn Sachsen war auf diesen Vorschlag Preußens nicht eingegangen.

[48]) Dafür, daß bis 1700 die Tuche nach Frankfurt gebracht wurden, lag ein wichtiger Grund vor. Denn noch bis in die 80er Jahre des 17. Jahrhunderts hinein wütete in Leipzig die Pest.. Die Messen mußten deshalb sehr oft abgesagt werden. (Hasse, S. 128 ff.). In der späteren Zeit aber — nach 1700 — taucht sie in Leipzig nicht mehr auf. Daß trotzdem auch nach 1700 Frankfurt stärker von Guben besucht wurde als Leipzig ist umso unverständlicher, als die Pest im 18. Jahrhundert — z. B. 1710 — in Frankfurt auftrat. Hasse. S. 145. Deshalb können nur die oben angeführten Gründe für das Festhalten am Besuch der Frankfurter Messe ausschlaggebend gewesen sein.

Nach Leipzig		Stück	Nach Frankfurt		Stück	Nach Danzig		Stück
Ostermesse	1755	314	Reminiscere-messe	1755	250	Dominic-messe	1755	215
Michaelismesse	1755	304	Magareten-messe	1755	411	Dominic-messe	1756	108
Neujahrsmesse	1756	151	Martini-messe	1755	47			
Ostermesse	1756	281	Reminiscere-messe	1756	157			

Aus dieser Aufstellung geht hervor, daß schon während der Martinimesse 1755 und der Reminisceremesse 1756 sich dieser letzte fehlgeschlagene Versuch, die gegenseitigen Béziehungen besser zu gestalten, auswirkte[49]). Besonders deutlich ist die unmittelbare Rückwirkung der politischen Spannung auf die Behandlung der Gubener auf der Martinimesse zu beobachten.

Obgleich der Absatz auf der Reminisceremesse wieder anstieg, kann man darin keineswegs ein Anzeichen dafür sehen, daß dieses Ansteigen eine Folge der Verbesserung der Einfuhrbedingungen nach Preußen war.

Ein Bericht, den die Tuchmacher nach Dresden sandten, zeigt, daß sich die Messeabgaben von 1755/56 sogar erhöhten:

In der Reminisceremesse von 1756 wurde die Losungsakzise auf das Drei- und Vierfache des Vorjahres heraufgesetzt. Allerdings konnte schon die Martinimesse 1755 von Guben mit nur 47 Tuchen besucht werden, weil die Zölle plötzlich erhöht worden waren. Von der Reminisceremesse im Jahre 1755 bis zu der des Jahres 1756 war der Zoll so angestiegen, daß man, mengenmäßig gesehen, nur die Hälfte von dem auf die Messe bringen konnte, was man sonst in Frankfurt verkaufte. Guben entwarf von dem Anwachsen der Zoll- und Akziseabgaben in Frankfurt folgendes Bild: Im Anfang (bis zum Dreißigjährigen Kriege etwa) wurde auf der Frankfurter Messe kein Zoll erhoben. Später wurde der Ballen Tuch mit 5 Groschen Zoll belegt, und 1756 mußte

[49]) In dieses Jahr (1755) fällt auch das Verbot der Wollausfuhr von Preußen nach Sachsen. Fechner. S. 163. Das Ausfuhrverbot blieb bis 1809 bestehen.

man 5 Taler 20 Gr. bezahlen. Für das Stück Tuch wurden 4 Gr. 8 Pf. Akzise und Zoll erhoben. Wollten Ausländer in Frankfurt Gubener Tuche kaufen, so mußten sie noch außerdem 1 Gr. Zoll für das Stück bezahlen. Brandenburgische Tuche waren zollfrei und wurden darum besser verkauft als Gubener Tuche. 1756 wurden von 500 Stück Tuchen, die für Schweden bestimmt waren Frankfurt vermittelte den Handel nach Schweden , ungefähr 350 Stück wieder zurückgebracht, weil die Brandenburgischen Tuche durch den Fortfall der Meßabgaben billiger waren und darum an Stelle von Gubener Tuchen gekauft wurden. Auch auf der Leipziger Messe kam man den Interessen der Brandenburger mehr entgegen als denen der eigenen Untertanen: Die Brandenburger zahlten in Leipzig in der Mitte des 18. Jahrhunderts nur 3 Groschen Zoll und Akzise, während die Gubener in ihrem eigenen Lande mehr als die Preußen: nämlich, 4 Groschen 9 Pf. bezahlen mußten.

Die Schikanen Preußens gegen die sächsische Niederlausitz erreichten 1763 (nach dem Hubertusburger Frieden) ihren Höhepunkt. 1772 schrieb Herzog darüber an die sächsische Regierung[50]), daß Guben, das einst eine blühende Manufakturstadt gewesen war[51]), jetzt völlig heruntergekommen sei. Guben hatte 1763 als Kontribution an die preußische Armee 3059 Ellen Tuche abliefern müssen. Für die Elle Tuch wurde von Preußen der lächerliche Preis von 14 Leipziger Groschen bezahlt. Das hatte knapp zur Bezahlung des Färberlohnes gelangt. Ueber 2000 Taler hoch war der Verlust für Guben[52]). Außerdem waren von

[50]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br., Rep. 3, Meßdirektionsregistratur, Lit., 1. Nr. 3.

[51]) Das gleiche sagt Rachel, S. 218, Bd. II, 1.

[52]) Obgleich, wie Herzog betonte, Guben die einzige Stadt gewesen war, die von Preußen zu Naturallieferungen gezwungen wurde, wurden auch aus Leipzig hohe Kontributionen herausgepreßt. Hasse sagt darüber (S. 151 f.): „Hatte schon der Einfall des Fürsten Leopold von Dessau und die Besetzung Leipzigs vom November bis Dezember 1747 die Stadt Millionen gekostet, so saugte Friedrich Leipzig im Siebenjährigen Kriege seit 1756 geradezu systematisch aus. . . An der „preußischen Schuld" hatte Leipzig bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts zu zahlen. . . In einer Denkschrift der Leipziger Kaufmann-

den Preußen aus Guben und seiner Umgebung sämtliche Schafherden fortgetrieben worden[53]). Daß man sich in Guben bis 1770 — also bis zu dem Jahre, in dem Herzog diesen Bericht schrieb — von den schweren Verlusten noch in keiner Weise erholt hatte, lag an der großen Teuerung, die infolge des verlorenen Siebenjährigen Krieges in Sachsen herrschte[54]). Außerdem war der Absatz nach dem Norden: Pommern, Ostpreußen und Schweden, der feindlichen preußischen Haltung wegen, gänzlich unmöglich geworden. Denn für sächsische Waren, die durch preußisches Gebiet exportiert wurden, hatte Friedrich der Große den Wertzoll eingeführt. Bei Tuchen im Werte von 100 Talern mußten 8 Taler erlegt werden. Das Abschätzen wurde den preußischen Zollbeamten übertragen. Dabei gingen die Preußen sehr stark in ihrem eigenen Interesse vor. Die Tuche, die Guben für 11 Taler verkaufte, schätzten die Preußen mit 18 bis 20 Talern ein. In Frankfurt, wo bisher für jedes verkaufte Stück Tuch 5 Groschen 8 Pfennig Zoll und Akzise bezahlt werden mußte, wurde jetzt noch ein Wertzuschlag von 1 Groschen für 100 Taler erhoben.

Diese Schwierigkeiten, die Preußen dem Gubener Tuchabsatz bereitete, veranlaßten Herzog, trotz des Widerstandes der Gubener Tuchmacher, die Messe in Leipzig und Frankfurt a./M. stärker zu besuchen.. Ebenso wie es ihm in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts gelang, die Produktion auf eine neue Grundlage zu stellen, glückte ihm auch dieser Versuch der Richtungsänderung des Absatzes.

Welches Wagnis er damit unternahm, kann man daran ermessen, daß von einer Organisation der Messen im 18. Jahrhundert im allgemeinen noch nicht gesprochen werden kann. Die Krisen, von denen damals die Gewerbe, besonders das Textilgewerbe, sehr häufig erfaßt wurden, be-

schaft von 1763 wird gesagt, daß die in dem Kriege mit unerhörtem rigeur eingetriebenen Geldforderungen den Kaufmann um alle Barschaft gebracht haben".

53) Schlabrendorff schreibt 1763 an den König: „Es haben verschiedene Oerter in der Niederlausitz gute Wollen gehabt. Ich habe ihnen währenden jetzigen Winter über alles was solche an reinen Schafen gehabt wegnehmen und wegtreiben lassen, daß sie also keine gute und reine Wolle behalten." (Rachel, S. 342, Bd. III, 2).

54). Hasse, S. 332.

ruhten darauf, daß man die Messen mit Waren besuchte, von denen man nicht wußte, in welcher Menge und ob überhaupt eine Nachfrage nach ihnen bestand [55]).

Ueber den Erfolg auf der Leipziger Messe in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts berichtete Herzog nichts. Es ist aber anzunehmen, daß die Tuche, die er anfertigen ließ, abgesetzt werden konnten. Hasse [56]) schreibt, daß die Messen in den 70er Jahren gut waren, da eine starke Nachfrage nach den verschiedensten Qualitäten vorlag und da viele Ausländer, besonders Polen, Griechen, Macedonier und Juden große Einkäufe machten; er berichtete, daß von dem Jahre 1778 an Amerika als Käufer in Leipzig auftrat. 1785 teilte Herzog zum ersten Mal der sächsischen Regierung das Ergebnis der Messe für Guben mit: Die Tuche hatten guten Absatz gefunden, aber sie waren schlecht bezahlt worden. Für ein Stück Tuch von 28 Ellen Länge und grober Qualität hatten die Käufer 15 Taler bezahlt. Die feinen Tuche von 30 Leipziger Ellen Länge erzielten einen Preis von 38 Talern. Der gute Absatz Gubener Tuche auf der Leipziger Messe war nach Herzogs Ansicht hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß in Schlesien die Wollpreise gestiegen waren. Der harte Winter und das Schafsterben waren der Grund hierfür. Zur gleichen Zeit fielen in Guben die Wollpreise, weil, wie Herzog feststellte, die ausländischen Manufakturen, die die Wolle aufgekauft hatten, sie jetzt wieder für billiges Geld auf den Markt werfen mußten, da der Absatz ihren Erwartungen nicht entsprach [57]). In Schlesien war der Stein Wolle um 2 Taler teurer als in der Niederlausitz. Auf Grund dieses günstigen Preises kaufte Herzog für 2000 Taler Wolle ein, um auch bei steigenden Preisen billig produzieren zu können. Von der Messe im Jahre 1787 sagte Herzog, daß sie sehr schlecht gewesen sei; von 140 Tuchen konnte nur die Hälfte verkauft werden [58]). 1788 schrieb Herzog, daß

---

[55]) Sombart, S. 224, Bd. II, 1. Halbbd.

[56]) Hasse, S. 332 ff.

[57]) Der Aufkauf der Gubener Wolle durch Ausländer war deshalb ungehindert möglich, weil Sachsen keine Ausfuhrverbote erlassen hatte; die Regierung besaß nicht Autorität genug, um sie durchzusetzen. Hinrichs, S. 127.

[58]) Von der Michaelismesse 1787 sagt Hasse (S. 360), daß die

die Frankfurter Messe in ihrer Bedeutung für Guben ihren endgültigen Tiefstand erreicht habe. Die Magdeburger kauften wegen ihrer Boykottierung durch Sachsen [59]) Grünberger (schlesische) Tuche, und die Polen deckten ihren Bedarf in Kottbus und Goldberg, weil die Gubener Ware ihnen nicht fein genug war.

Bedeutend schlechter als in diesen kurzen Berichten über die 80er Jahre schilderte Herzog die allgemeine Wirtschaftslage und ihre Auswirkungen auf Guben während der 90er Jahre. Der Weg der Gubener Tuche war jetzt ausschließlich nach Leipzig, Frankfurt a./M. und Naumburg gerichtet [60]). Leipzig aber war — wie Deutschland überhaupt — nach dem Dreißigjährigen Kriege in die Abhängigkeit von holländischem Gelde und französischer Mode geraten [61]). Die Krisenfestigkeit Leipzigs hing deshalb von der Krisenfestigkeit Hollands und Frankreichs ab. Schon während des ersten Drittels des 18. Jahrhunderts begann sich die Vernichtung der holländischen Handelsmacht durch die englische und französische Zollpolitik zu vollziehen [62]). Leipzig, von dem aus durch den Kurfürsten August schon im 16. Jahrhundert eine direkte Handelsstraße nach Holland angelegt worden war [63]), litt unter dem Niedergang Hollands in starkem Maße [64]). In den 90er Jahren wurden auch Frankreich, Italien, die Schweiz und Oesterreich [65])

Holländer gefehlt hätten, daß also grobe Tuche, die von Portugal und Holland für Amerika gekauft wurden, keinen Absatz gefunden hatten. Nur feine Tuche konnten nach Polen und Rußland verkauft werden.

[59]) Hinrichs, S. 127 ff, sagt, daß die einzige Repressalie Sachsens gegen die Hochschutzzollpolitik Preußens die wirtschaftliche Mattsetzung Magdeburgs war. Hier konnte die sächsische Politik Preußen am empfindlichsten treffen.

[60]) Auch Heller, S. 68, teilt mit, daß der direkte Handelsverkehr Sachsens mit der Ostsee durch Preußen verhindert wurde.

[61]) Heller, S. 50.

[62]) Sombart, S. 222, Bd. II, 1. — Die ersten Symptome eines Stillstandes der Entwicklung legt Sombart allerdings schon in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. S. 222, Bd. II, 1.

[63]) Heller, S. 18.

[64]) In den 90er Jahren verschlechterte sich die Lage Hollands außerdem dadurch, daß es das erste Land war, in das Napoleon (1795) einfiel.

[65]) Die französische Revolution und die darauf folgenden Kriege

in ihrer durch den Merkantilismus geschaffenen wirtschaftlichen Stabilität schwer erschüttert; die Krisen, die diese Länder erfaßten, teilten sich Leipzig und dem sächsischen Gewerbe ebenso unmittelbar mit, wie der Niedergang der holländischen Wirtschaft. Sombart sagt, „daß die Gestalt, in die sich die Zerstörung (besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) kleidete, die Absatzstockung war."[66])

Daß trotz dieser Krisen die wirtschaftliche Entwicklung allgemein gesehen — doch aufwärts führte, lag, wie Sombart sagt, „an einem stetigen Nachdrängen der natürlichen Kräfte des wirtschaftlichen Fortschritts"[67]). Das Wirtschaftsleben dieses Jahrhunderts vergleicht Sombart mit der Tätigkeit einer Spinne, „deren Faden immer wieder durch widrige Umstände zerrissen wird, die aber immer wieder von vorn ihr Werk anfängt und schließlich doch vollendet"[68]). Dieses Beispiel, das die Zähigkeit und die Unermüdlichkeit der schaffenden Kräfte charakterisieren soll, gilt nicht nur für das deutsche Wirtschaftsleben im allgemeinen sondern auch für den Kampf der Gubener Textilindustrie um seine Existenz im besonderen.

Herzog schrieb, daß der Absatz nach Italien, Frankreich und der Schweiz[69]) völlig stockte. Das im 18. Jahrhundert mächtig emporstrebende Triest[70]) meldete, ebenso wie Griechenland das Fallieren seiner besten Handelshäuser. Nach Süden, Westen und Osten stockte also jeder Handelsverkehr. Die einzige Möglichkeit war der Export nach dem Norden.

Noch in den 80er Jahren hatte Guben grobe und feine Tuche angefertigt, um für jede Art der Nachfrage vorbereitet zu sein. Jetzt hatte Herzog die gesamte Produktion auf schwarze und blaue, feine Tuche eingestellt, um sie nach Schweden und Dänemark auszuführen. Auf eine

gegen Italien und Oesterreich verursachten die Absatz- und Produktionsstockungen der westeuropäischen Volkswirtschaften.

66) Sombart, S. 222, Bd. II, 1.

67) Ebenda, S. 227, Bd. II, 1.

68) Ebenda, S. 228, Bd. II, 1.

69) Auch die Schweiz war — wie Holland — zur französischen Tochterrepublik erklärt worden.

70) Heller, S. 51, berichtet über den machtvollen Aufschwung, den Triest im 18. Jahrhundert nahm.

Rückfrage des Kurfürsten, wie das möglich sei, da doch Schweden und Dänemark gegen jede Einfuhr gesperrt seien, antwortete Herzog, die Einfuhr nach Schleswig und Holstein sei noch frei, obgleich diese Provinzen unter dänischer Herrschaft standen. Ein Gubener Fuhrmann teilte, gegen den Willen von Herzog, nach Dresden mit, daß man die Tuche nach Schweden und Dänemark auf dem Wege des Schleichhandels bringe, da man ausfindig gemacht habe, an welchen Stellen die Häfen nachlässig überwacht werden. Der Kurfürst wollte diesen Schleichhandel verbieten, aber Herzog weigerte sich, diesem Verbot nachzukommen, da es sonst keine Möglichkeit gäbe, die Manufaktur zu erhalten. Er gab jetzt sogar zu, daß auch nach Rußland die Tuche geschmuggelt wurden und daß man sie nachts über die Grenze brachte. Auf diese Weise hoffte man in Guben die Waren loszuwerden, die für Polen bestimmt waren und die nach der dritten polnischen Teilung (1795) nicht mehr eingeführt werden durften. Preußen überwachte die Grenzen äußerst scharf[71]), und man hatte sich deshalb nicht auf einen Schmuggel nach Südpreußen sondern auf den bequemeren Schleichhandel nach Rußland eingestellt.

Diese Art des Sichselbstbehauptens, die immer neuen Mittel, sich stärker als Politik und Krisen zu erweisen, wurden — wie immer — von der sächsischen Regierung keineswegs unterstützt. Herzog schrieb, daß wenn man ihm den Schleichhandel verbieten wolle, in Sachsen dafür gesorgt werden müsse, daß die französischen Kommissionäre nicht das ganze Geld aus Deutschland heraus bringen dürften. Von den deutschen Händlern wurde wegen der Geldknappheit, die auf diese Weise entstand, keine bare Bezahlung geleistet. Andererseits zogen die Wollpreise wieder stark an. In Schlesien war die Hälfte der Schafe im Winter eingegangen. In Guben, wo man sich mit allen Mitteln und großen Kosten bemüht hatte, das Schafsterben zu verhindern, kauften die Engländer, seitdem ihnen Holland (nach dem Seekriege) die Wolle gesperrt hatte, alle Wolle auf; denn nach Spanien, das eine Prämie auf die

[71]) Friedrich Wilhelm II. bestrafte den Schmuggel zwar nicht so streng wie Friedrich der Große. aber trotzdem fürchtete man die preußischen Zollbehörden mehr als die russischen.

Wollausfuhr gesetzt hatte, belieferte England nicht mehr und schickte seine Wolle nach Frankreich und Holland.

Der Forderung Herzogs, dem Geldmangel und dem Wollaufkauf entgegenzu treten, konnte die sächsische Regierung nicht nachkommen; es unterblieben aber auch von nun an die Verbote gegen den Schmuggel.

Um das Jahr 1800 belebte sich wieder der Handel nach Süddeutschland, Italien und der Schweiz, da eine Beruhigung im Wirtschaftsleben dieser Länder dadurch eingetreten war, daß sich das Schwergewicht der Napoleonischen Kriege nach dem Norden hin verlegt hatte; Guben nahm den Handelsverkehr mit den südlichen Ländern wieder auf, und Herzog äußerte sich über den Absatz an sie sehr zufrieden. Allerdings begann England von neuem störend auf die Entwicklung des Gubener Gewerbes einzuwirken. War es früher der Garnaufkauf und die damit verbundene Teuerung der Wolle, wodurch England den Tuchmachern Schwierigkeiten bereitet hatte, so war es jetzt die Ueberschwemmung Deutschlands und auch Gubens mit englischen Tuchen. Die Intensivierung der englischen Produktion, die sich auf den deutschen Messen und Märkten durch ein großes Angebot bemerkbar machte, war, was man in Deutschland noch immer ablehnte, durch den Gebrauch der Spinnmaschine[72]) erreicht worden. Außerdem wurde der Wollebedarf Englands durch die größere Tucherzeugung weitaus stärker als früher, und an Stelle der Garne — mit deren Herstellung sonst die Spinner beschäftigt werden konnten — ging jetzt fast die gesamte schlesische und auch ein großer Teil der Niederlausitzer Wolle nach England. Herzog berichtete darüber in folgender Weise: Den Aufkauf der Wolle in Guben nähme man vorläufig noch nicht allzu ernst. Denn die veredelte Gubener Landwolle, die nur zu mittleren Tuchsorten verwandt werden konnte, mußte mit der Hand gesponnen werden, da noch keine Maschine zum Verspinnen der groben Wolle

---

[72]) Die Spinnmaschine war schon 1741 erfunden worden. 1765 war sie durch Arkwright so weit verbessert worden, daß sie leistungsfähig genug war, um die Handspinnerei gänzlich zu verdrängen und ein Vielfaches von dem herzustellen, was mit dem Rade hergestellt werden konnte.

erfunden worden wäre. Und die englischen Arbeitskräfte forderten im Verhältnis zu den Gubenern viel zu hohe Löhne, als daß die englischen mittleren Tuche den Gubenern zur Konkurrenz werden könnten. Aber ein Jahr später schon berichtete Herzog, daß er mit Schrecken festgestellt habe, daß England tatsächlich mit Maschinen spinnen und genau so billig, ja sogar noch preiswerter, liefern könne als Deutschland. Auch Guben wurde jetzt mit englischen Tuchen überschwemmt, ohne — wie überall in Deutschland — zu wissen, wie man sich dieser englischen Produktion, die in der ganzen Niederlausitz auf dem Markt lag, erwehren könne. Das einzige Mittel, um sich gegen die englische Konkurrenz behaupten zu können, sah Herzog in der Beseitigung der Durchgangszölle und Ausfuhrverbote innerhalb des Reiches[73]). Diese Verbote, erklärte Herzog, mache nicht die deutschen Länder, die sie erlassen, sondern die fremden Manufakturen zu den Nutznießern. Denn England dürfe einschmuggeln, während die inländischen Manufakturen durch die Verbote in ihrem Absatz und in ihrem Rohstoffbezug in jeder Weise gehemmt seien.

Ueber die Tuchlieferungen an das Ausland in den 90er Jahren ist eine Aufstellung erhalten, die über die Anfertigung während eines halben Jahres (Juli bis Dezember 1794) einigen Aufschluß vermittelt. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist nicht so ungünstig, wie man auf Grund der Darstellung der Lage annehmen müßte. Der Fleiß und die Umsicht Herzogs haben immerhin die größte Absatz- und Produktionsstagnation verhindern können.

[73]) Was Herzog hier ausführte, erinnert sehr stark an das, wofür List fünfzig Jahre später kämpfte, ohne dafür das Verständnis seiner Zeitgenossen erringen zu können. Die Schärfe des Blickes für reale wirtschaftspolitische Belange, die Herzog bewies, kann gerade daran ermessen werden, daß man noch fünfzig Jahre später als List seine Ideen durchzusetzen versuchte, die Ansicht vertrat, daß England der Sklave und Deutschland der Herr sei, wenn die englische Industrie für Deutschland arbeiten müsse und das Reich von diesem Joch der dienstbotenmäßigen Verpflichtung frei sei.

1794 an das Ausland verkauft:

Datum:	Gubener Tuche	ausländische Tuche
am 19. Juli:	175 Stück	18 Stück
am 2. August:	25 „	— „
am 4. September:	45 „	17 „
am 15. September:	52 „	17 „
am 24. September:	208 „	22 „
am 28. Oktober:	17 „	— „
am 20. November:	139 „	47 „
am 21. November:	6 „	— „
am 26. November:	64 „	11 „
am 2. Dezember:	20 „	— „
am 11. Dezember:	60 „	— „
am 22. Dezember:	213 „	20 „

Zusammenfassend erklärte Herzog, daß der Arbeitsmangel und das Elend unter den Gubener Tuchmachern in den letzten Jahren (bis 1804) erträglich gewesen sei[74]) und sich keineswegs mit der Not der anderen Städte in der Niederlausitz vergleichen ließe. Er beschäftigte noch immer hundert Tuchmacher in Guben und versuchte auch in Forst, wo er viele Meister verlegte, den Niedergang des Gewerbes zu verhüten. Die Schweiz, nach der die groben melierten Tuche ausgeführt wurden, zeigte seit 1803 große Kauflust, und die Gubener Produktion, die in immer größerem Umfange auf der Züricher Messe vertreten war, belebte sich außerordentlich.

Preußen wurde dieser Aufschwung in den sächsischen Grenzstädten unangenehm. Es begann seinerseits in den Grenzstädten: Rothenburg, Züllichau und Frankfurt a/O. neue Tuchfabriken anzulegen. Der preußische Staat gewährte diesen Fabriken hohe unverzinsliche Darlehn. Da Herzog es aufgegeben hatte, die Kapitalbasis mit Hilfe der sächsischen Regierung zu erweitern, unternahm er aus eigener Initiative, eine den preußischen Fabriken ebenbürtige finanzielle Erstarkung der Gubener Manufakturen zu erreichen. Der Tatsache, daß das Geld ein um so wichtigerer Faktor wurde, je mehr die Zeit fortschritt, war sich Herzog bewußt. Er baute, um eine sichere Einnahmequelle

74) Daß diese Behauptung Herzogs auf Wahrheit beruhte, geht aus der Tabelle hervor.

haben, das Speditionsgeschäft nach Rußland und Südpreußen aus. Der ehemals schwache Durchgangshandel, der sich um 1800 dadurch belebt hatte, daß Sachsen auf die Bitte Herzogs hin erlaubt hatte, den Transitzoll nicht mehr nach Stückzahl sondern nach Pferdelast zu erheben, wurde durch das Speditionsgeschäft noch stärker angeregt. Die Gubener nahmen Herzog dieses neue Geschäft allerdings sehr übel, weil sie selbst unmittelbar keinen Anteil am Gewinn hatten. Sie wandten sich wieder mit ihren alten Klagen an den sächsischen König und berichteten, daß die Spinnaufträge aus dem preußischen Auslande größer seien als Herzogs Aufträge zur Anfertigung von Tuchen. Herzog dagegen führte aus, daß der Absatz an die französische Armee, der über Hamburg und Köln vermittelt wurde, so groß sei, daß die Gubener keinen Anlaß zur Klage hätten. Allerdings bestanden die französischen Käufer so hartnäckig auf niedrigen Preisen, daß die Tuche zu 3 bis 4 Talern billiger geliefert werden mußten als vorgesehen war. Aus diesem Grunde konnten die Tuchmacher nicht so viel verdienen wie in den Zeiten, in denen bessere Preise gezahlt worden waren. — Mit der preußischerseits beschlossenen Mobilmachung zu Beginn des Jahres 1806 wurde die Möglichkeit eines größeren Verdienstes für die Tuchmacher noch geringer. Denn der Preis der groben Wolle stieg in Preußen um 1,5 Taler für den Stein und die anderen Länder — auch Sachsen — folgten unmittelbar mit Preiserhöhungen. Im Verlaufe von zwei Jahren verteuerte sich die Wolle von 29 auf 55 Taler für den Stein. Eine neue Absatzkrise war die Folge des Preisanstieges. Die russischen Käufer zogen sich von den deutschen Märkten zurück, sie weigerten sich sogar, die Gubener Tuche, die schon 1804 an die Grenze gebracht worden waren, abzunehmen. Jeder Tuchversand im Reich war mit dem Risiko des Verlustes verbunden, weil man stündlich mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den Armeen, die auf deutschem Boden standen, rechnen mußte. Zwar gestatteten die Heere, daß die Tuchfuhren passieren durften. Für den Fall des Kriegsausbruches aber war die sofortige Beschlagnahme von beiden Armeekomandos angeordnet worden.

Nachdem die ersten fieberhaften Kriegsvorbereitungen

soweit sie die Anfertigung von Militärtuchen betrafen — vorbei waren, senkte sich der Wollpreis wieder, und die Gubener Produktion erhielt dadurch einen neuen Auftrieb. Denn jetzt begannen sich die großen jüdischen Handelshäuser in Frankfurt a/M., die hauptsächlich das französische Heer belieferten, mit Tuchen zu versorgen und ihrerseits die Messen in Leipzig, Frankfurt a./M. und Braunschweig günstig zu beeinflussen. Allerdings konnte man auch hierin kein Anzeichen für eine Belebung von längerer Dauer sehen. Man mußte mit neuen Absatzstockungen rechnen, sobald die Armeen versorgt waren. Herzog glaubte der Krisen am besten Herr werden zu können, wenn die Schwankungen des Wollpreises aufhörten und wenn die Regierung für einen möglichst niedrigen und stabilen Preis sorgen würde. Denn auf diese Weise konnte einer neuen Verteuerung, die nach Herzogs Ansicht zu befürchten war, vorgebeugt werden. Es war ein dringendes Erfordernis dieser Zeit, trotz der Absatzkrisen produzieren zu können, ohne auf einen sofortigen Absatz angewiesen zu sein. Dazu aber war ein fester und niedriger Preis die erste Voraussetzung. Diese Erwägungen veranlaßten Herzog zu dem Vorschlag, die Mißhelligkeiten zwischen Preußen und England wenigstens in der Beziehung auszunutzen, daß man den Wollaufkauf durch die Engländer in Sachsen verbot.

Dieses Schreiben war das letzte, das Herzog der sächsischen Regierung zugehen ließ. — Er starb in dem selben Jahr. (1806).

Damit hörte jede Nachricht über die Entwicklung Gubens bis zu seiner Abtretung an Preußen (1815) auf. Soviel aber ist gewiß: Preußen übernahm Guben in einem keineswegs blühenden Zustand[75]). Die allgemeine Stagnation der deutschen Gewerbe als Folge der Napoleonischen Kriege und des glänzenden Aufschwungs, den England auf Kosten der deutschen Gewerbe nahm, bewirkte jedoch, daß der Stand der Tuchmacherei nicht wesentlich schlechter war, als der der anderen Textilindustrien in Deutschland.

Im Ausblick auf diese Betrachtung der Einwirkung äußerer Faktoren auf das Gubener Tuchgewerbe stellten

[75]) Vgl. darüber oben S. 46 und unten S. 81 f.

wir fest, daß die Gubener Tuchmacher, ihrer Zunftgebundenheit und mittelalterlichen Produktionsweise wegen, aus sich heraus nicht die Möglichkeiten fanden, ihr Handwerk zur Blüte zu bringen[76]). Es hätte des Einflusses günstiger äußerer Bedingungen bedurft, um eine leistungsfähige Industrie in Guben zu begründen. Diese äußeren Bedingungen hätten gute Absatzverhältnisse, billige Darlehn und politischer Schutz durch die sächsische Regierung sein müssen. Eine Zusammenfassung dessen, was über die äußeren Faktoren gesagt wurde, zeigt, daß eine derartige Gewerbepolitik von Sachsen nicht verfolgt und daß Hilfe in keiner Weise gewährt wurde[77]). Das Tuchmacherhandwerk konnte sich — abgesehen von dem, was Herzog für seinen Bestand getan hatte —, nur dadurch behaupten, daß die Umwälzungen, die sich mit dem Uebergang zur maschinellen Produktion vollzogen, noch in den ersten Anfängen waren. Als sich die kapitalintensive Erzeugung durchzusetzen begann, war Guben glücklicherweise bereits dem preußischen Staatsverbande eingegliedert[78]).

3. Die Tuchscherer und die Tuchbereiter und ihr Verhältnis zu den Tuchmachern.

Das Handwerk, mit dem sich die Tuchmacher fünf Jahrhunderte hindurch fast ausschließlich in die Produktion teilten, war das der Tuchscherer. Man ging so vor,

---

[76]) Vgl. Teil II, 1.

[77]) Heller, S. 68 sagt, daß sich Sachsen auch noch in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus eigener Kraft und trotz der launischen unveränderlichen Leitung von oben zu behaupten gezwungen war. Man vergleiche dagegen die Umsicht mit der Friedrich der Große für die Gewerbe sorgte: Friedrich der Große schuf, um den Absatz zu erleichtern, die „Société de Commerce Maritime" (1772). „Diese Gesellschaft hatte die Aufgabe, Seeschiffahrt unter preußischer Flagge zu treiben, die Häfen von Spanien und anderen Plätzen zu beschiffen, wo sie vernünftige und sichere Aussichten zu einem tüchtigen Gewinn für die Ausfuhr vorfinden möchten. — Einem in Berlin weilenden Gesandten eines Tataren-Khans aus der Krim gibt der König einige Ballen preußischen Tuches mit, um für dieses Erzeugnis seiner Industrie bei den Tataren Propaganda zu machen". Matschoß, S. 31, S. 28.

[78]) Ueber die Reformen, die Preußen in Guben durchführte, vgl. unten Teil III.

daß die Tuchmacher das Gewebe anfertigten und alle vorbereitenden Arbeiten, z. B. das Wolleschlagen, ausführten. Den Tuchscherern lag das Karden, Scheren und Färben ob.

Ihr Handwerk war wenig jünger als das der Tuchmacher[79]). Schmoller[80]) schreibt zwar, daß das Tuch in ältester Zeit ungeschoren in den Handel kam; aber da sich in Guben das Tuchmachergewerbe erst im 13. Jahrhundert entwickelte — in einer Zeit also, in der die Textilgewerbe anderer deutscher Städte, auch die der Oberlausitz, schon auf eine gewisse Tradition zurückblicken konnten —, ist anzunehmen, daß sich in Guben diese erste Entwicklungsstufe: diese ursprüngliche Form des Handels mit ungeschorenen Tuchen, nicht fand. Es ist allerdings zu vermuten, daß der Tätigkeitsbereich der Tuchscherer anfänglich von nur geringem Umfange war. Da sich wie schon festgestellt wurde an der Arbeitsteilung in der Anfertigung und der Zubereitung der Tuche im Laufe der Jahrhunderte im wesentlichen nichts änderte, wuchs aber die Bedeutung der Tuchscherer mit der Verfeinerung der Gewebe; denn die Aufgabe der Verbesserung der Tuche fiel fast ausschließlich ihnen zu; und die neu-hinzukommenden Teilverrichtungen, die sie nun auszuführen hatten, ließen ihren Anteil am Arbeitsprozeß in demselben Maße wachsen, wie die Verfeinerung der Gewebe Fortschritte machte. Dieser Anteil war größer als der der Tuchmacher, da man wie wir schon sahen zu einer Verbesserung des Gespinnstes und des Gewebes erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überging. Die Bedeutung, die den Tuchscherern für den Produktionsprozeß zukam, ließ sie in ihrem Ansehen während aller Jahrhunderte den Tuchmachern gleichkommen[81]).

Die Erweiterung des Tätigkeitsbereiches der Tuchscherer nahm in der Mitte des 16. Jahrhunderts ihren Anfang

[79]) Schmoller. „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 363.

[80]) Ebenda, S. 418.

[81]) Jecht. S. 73. sagt. daß die Tuchscherer in der Oberlausitz wenig Ansehen genossen. Dasselbe berichtet Schmoller von den Scherern („Straßburger Tucher- und Weberzunft". S. 418). In Köln allerdings, fügt er hinzu. waren die Tuchscherer sehr angesehen: sie bildeten mit den Gewandschneidern gemeinsam eine Zunft.

Denn zu dieser Zeit ging man dazu über, den größeren Teil der Tuche zu färben. — Daß nur wenige Färber, die sich auf diesen Beruf als solchen beschränkten in Guben waren, geht aus der Entwicklungsgeschichte eindeutig hervor. Außerdem verlangten die ältesten Innungsvorschriften der Tuchscherer, daß die Gesellen bei der Ablegung der Meisterprüfung 6 Ellen rot, 6 Ellen schwarz und 6 Ellen lichtgrün färbten[82]). — Alle Anzeichen sprechen also dafür, daß die Tuche seit alter Zeit von den Scherern gefärbt wurden.

Der Zusammenschluß zu einer Zunft und ihre Rechte wurden den Tuchscherern 1657 verbrieft[83]). Zur Zeit ihres Zusammenschlusses war ihre Stellung unzweifelhaft schon erschüttert, da sie noch im selben Jahr um eine Beschränkung der Meisterzahl baten. Wie stark ihre wirtschaftliche Position vorher gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß sie noch immer den gesamten Woll- und Farbstoffhandel in Guben in den Händen hatten[84]). Soweit allerdings wie Straßburger[85]) annimmt, ging die Bevormundung der Tuchmacher durch die Scherer nicht. Straßburger sagt, daß die Scherer, wenn sie nicht im Lohnwerk arbeiteten[86]), ihr Handwerk auf eigene Rechnung betrieben und in diesem Falle zu einer Beherrschung des Großhandels — zumindest zu einem nicht geringen Anteil daran — gelangten. Da ein Lohnverhältnis auf Grund dessen, was über die wirtschaftliche und soziale Lage der Tuchscherer gesagt wurde, nicht

---

82) Gubener Archiv Akta 51, Nr. 109. — Auch Schmoller weist in Straßburg das Recht des Färbens als ein Recht der Tuchscherer nach. „Straßburger Tucher- und . . .", S. 478.

83) Gubener Archiv, Akta 51, Nr. 109.

84) In einer Beschwerde berichteten die Tuchmacher, daß die Tuchscherer den gesamten Farbstoff aufkauften und ihn den Tuchmachern, soweit sie ihre Tuche selbst färbten, nur zu sehr hohen Preisen abgaben. Gubener Archiv, Akta 51, Nr. 109. Auch die Wolle kaufte sie auf und überließen sie den Tuchmachern dann mit einem großen Preisaufschlag.

85) Straßburger, S. 31.

86) Hier hat sich Straßburger stark an Schmoller angelehnt, der darüber berichtet, daß das Scherergewerbe sehr oft ein Lohngewerbe war, das zwar nicht im Dienste der Tuchmacher, aber für den Privatmann oder für den Tuchhändler arbeitete. Der Händler oder der Privatmann gaben dem Scherer das Tuch und ließen es unmittelbar selbst von ihm zubereiten. Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 418.

anzunehmen ist, hätte, der Ansicht Straßburgers nach, die Entwicklung in der Weise verlaufen müssen, daß die Tuchscherer neben dem Wolle-, Garn- und Farbstoffhandel auch den Tuchhandel zu einem nicht unbedeutenden Teil an sich zogen. Diese Annahme findet in den Gubener Verhältnissen jedoch keine Bestätigung. Denn die Gubener Tuchmacher beklagten sich, daß ihre Tuche durch die Scherer verdorben wurden, weil von ihnen soviel Wolle abgeschoren wurde[87]), daß das Tuch fadenscheinig und dadurch für die Tuchmacher schwer verkäuflich war. Wenn die Scherer am Großhandel beteiligt gewesen wären, hätten sie schwerlich auf diese Weise sich selbst geschädigt.

Die Machtstellung der Tuchscherer ist auf ein Recht des Tuchhandels nicht zurückzuführen. Die geringe Arbeitsteilung, der große Anteil am Produktionsprozeß und die damit verbundene Verantwortung für die Qualität der Tuche waren, wie schon betont wurde, die Ursache ihrer Bedeutung; und das Färben[88]), von dessen Gelingen sehr viel abhing, war für ihre Stellung in Guben besonders wichtig.

Deshalb muß an dieser Stelle eine kurze Behandlung dessen, was über die Farbstoffe bekannt ist[89]), eingefügt werden.

---

[87]) Die abgeschorene Wolle verkauften sie an die Leineweber, die sie zur Anfertigung ihrer halbwollenen Zeuge verwandten.

[88]) Die Färberei entwickelte sich erst sehr spät (im 15. und 16. Jahrhundert) zu einem selbständigen Gewerbe. Schmoller, S. 444. Im allgemeinen hatten auch in den anderen Städten die Tuchscherer ein beschränktes Recht zu färben; aber die Bestimmungen über die Tuchfärberei fanden sich meistens bei den Statuten der Tuchmacher, während sie in Guben in denen der Tuchscherer enthalten waren. — Oft kam in späterer Zeit zu diesem Recht noch das einer Kontrolle über die Güte der Tuche hinzu. So ordnete z. B. Friedrich der Große 1754 an, daß alle Tuche an des Tuchscherers Rahmen gebracht werden mußten, domit dort eine Tuchschau vorgenommen werden kann (Matschoß, S. 60). Eine solche Verschärfung der Schauordnung wie Friedrich der Große sie hier befahl, versuchte man auch in anderen Ländern durchzuführen. In der sächsischen Tuchschererordnung von 1545, die 1665 erneuert wurde (Schmoller, „Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 540, 544), fanden diese Bestrebungen ihren Niederschlag.

[89]) Vgl. oben S. 3 f; es wurde dort schon einiges über die Farbstoffe erwähnt.

Es wurde schon erwähnt, daß die Tuche ursprünglich ungefärbt an den Käufer übergingen und daß sie später im 15. und 16. Jahrhundert hauptsächlich in schwarzen und roten Farben in den Handel kamen. Im Laufe der Entwicklung gelang es, immer bessere Farben und vielfältigere Tönungen herzustellen. Blau und grün waren später neben schwarz und purpur die beliebtesten Farben. — Man gewann das Blau und das Grün ebenso wie das Schwarz aus dem Waid. Purpur wurde aus Krapp hergestellt, nachdem man die Methode, außer dem hellen auch ein dunkles Rot aus Krapp zu erzeugen, gefunden hatte.

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verwandte man Krapp und Waid fast ausschließlich[90]), und auch noch während des 18. Jahrhunderts benutzte man sie überwiegend. Indigo führte sich, seiner Billigkeit wegen, früher als die Cochenille ein und begann den Waid im 2. Drittel des 18. Jahrhunderts zu verdrängen. Daß Cochenille erst seit dem beginnenden 19. Jahrhundert dem Krapp vorgezogen wurde, lag daran, daß es sehr teuer war; das Pfund kostete 1790 in Guben einen Taler mehr als Indigo. Die späte Verwendung von Indigo und Cochenille — beide wurden um 1500 bekannt — läßt sich darauf zurückführen, daß der Gebrauch dieser Färbemittel im 17. Jahrhundert und auch noch im 18. Jahrhundert von Sachsen und Preußen verboten wurde[91]). Außerdem waren sie teurer als Krapp und Waid[92]). Der beste Beweis dafür, daß die Ver-

[90]) In vielen Gegenden Deutschlands — auch z. T. in Sachsen — gebrauchte man zum Schwarzfärben Galläpfel. — Von Augsburg berichtet Hildebrand (Bd. VII. S. 97), daß man dort besonders viel schwarz färbte und daß man dazu Rausch verwandte; Galläpfel benutzte man zum Graufärben (Bd. VI. S. 212).

[91]) Ueber die vielen Verwendungsverbote von Indigo und Cochenille — Cochenille kam übrigens erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Deutschland (Hildebrand. Bd. VI. S. 206) — berichtet eingehend Hildebrand: Sachsen erließ in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein Verwendungsverbot für Indigo und gab die strikte Anweisung, mit Waid zu färben (Hildebrand. Bd. VII. S. 151). 1653 wurde sogar auf den Gebrauch von Indigo für zwei Jahrzehnte die Todesstrafe gesetzt (Reinhardt. Bd. IV. 2. Hälfte. S. 133). Diese Verbote blieben bis in das 18. Jahrhundert hinein bestehen.

[92]) Ueber das Verhältnis der Preise der ausländischen und inlän-

wendung deutscher Farbstoffe mit vielen Vorteilen verbunden war, ist die Tatsache, daß man in Schlesien in den 50er Jahren des 18. Jahrhunderts unter großem Kostenaufwand versuchte, den Waid im eigenen Lande anzubauen [93]). Auch dem Krappanbau wurde in Preußen große Sorgfalt zugewandt. Noch 1803 baute man in der Umgebung von Breslau Fabriken, die jährlich 60—70 000 Zentner Krapp verarbeiteten. Und Friedrich der Große ließ 1758 in der Mark auf den Gütern in der Nähe von Kottbus Krappkulturen anlegen [94]). Auf der Ausfuhr von Färberröte aus Preußen lag noch im 18. Jahrhundert ein Ausfuhrzoll von 10 %, und der Export von Rötekeimen war gänzlich verboten [95]); daran kann ermessen werden, wie wertvoll die deutschen Färbemittel bis in die jüngste Vergangenheit für die Tuchherstellung zumindest für die ostdeutsche Produktion — gewesen sind.

Was bisher von der Verwendung von Krapp und Waid gesagt wurde, gilt im besonderen für Guben. Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert wurde hier der Gebrauch von Indigo erwähnt [96]). Ursprünglich bis zum Dreißigjährigen Kriege hatte vermutlich die Farbstofferzeugung der eigenen ländlichen Umgebung für die Tuchproduktion aus-

dischen Farbstoffe zueinander bestehen verschiedene Meinungen. Hildebrand sagt, daß Indigo billiger als Waid war (Hildebrand, Bd. VII, S. 151). Fechner dagegen behauptet, daß der Waid billiger war (Fechner S. 291). Auf demselben Standpunkt wie Fechner stand man in Guben (Lübben, ständisches Archiv, Akta 4422). Vermutlich verteuerten die Transportkosten die ausländischen Farbstoffe so erheblich, daß Hildebrands Ansicht für den Westen und Fechners Behauptung für den Osten gilt.

[93]) Fechner, S. 292 ff.

[94]) Schmidt, S. 111.

[95]) Fechner, S. 13.

[96]) Zur Verwendung von Cochenille ging man in Guben, wenn man von unbedeutenden Ausnahmen absieht, erst nach 1815 über. Der Indigo wurde früher verwandt. Für Guben läßt sich der Gebrauch von Indigo seit 1790 nachweisen. Aus diesem Jahre stammt eine Aufstellung Herzogs, die über seine Verluste sie entstanden durch einen großen Brand Aufschluß geben soll. Er teilte nach Dresden mit, daß er 200 Pfund blaue Farbstoffe teils Indigo, teils Blauholz — vorrätig gehabt habe. Auch etwas Cochenille, von der das Pfund 5 Taler kostete, hatte er, allerdings in unbedeutender Menge, in seinem Lager. (Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 139 M., Vol. 2, Akta Nr. 3).

gereicht. Später, bevor die hohen Durchgangs- und Einfuhrzölle auf Krapp gelegt wurden, bezog man Krapp aus Preußen. Die Zeit der Einfuhr von Färberröte aus Schlesien kann man etwa von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ansetzen. — Als die West—Ost-Straße[97]) über Guben führte und als dadurch eine engere Verbindung mit Leipzig entstand, kamen die Färberwaren, die man in Guben zusätzlich für die vermehrte Produktion brauchte, aus Leipzig.

Bis in das beginnende 18. Jahrhundert hinein waren die Gegebenheiten für die Tuchscherer in ihrer Eigenschaft als Färber die gleichen: man verwandte wie seit älter Zeit Krapp und Waid, und der Bezug der Farbwaren war mit keinen Schwierigkeiten verbunden. Allmählich aber begann sich die Not der Tuchmacher für die Scherer fühlbar zu machen. Denn die Tuchmacher wurden durch die immer schwierigeren Lebensbedingungen gezwungen, ihre groben Gewebe selbst zu färben; die feinen Tuche gaben sie nach Kottbus[98]), da die Scherer, die im gleichen Maße wie die Tuchmacher bei der überlieferten Art des Arbeitens geblieben waren, nicht blau zu färben verstanden. Die Veredelung der Gubener Gewebe in Kottbus — eigentlich war jeder Veredelungsverkehr zwischen Preußen und Sachsen seit 1723 verboten[99]) — war dadurch ungehindert möglich, daß beide Regierungen vereinbart hatten, Grünberg (Preu-

---

[97]) Heller, S. 34, 44, 55, 56, 57. — Hier bezeichnet Heller die „niedere Straße" als „alte Messestraße". Sie führte ungefähr 50 km südlich von Guben von Leipzig nach Polen. Auch direkt durch Guben führte ein Messeweg, auf dem die schlesischen Städte Grünberg, Züllichau und Glogau nach Leipzig gelangten (Heller, S. 57). Ueber Glogau wurde nach der Ausschaltung Frankfurts der größte Teil der polnischen Waren nach Deutschland gebracht. Es liegt deshalb nahe, daß, wie in dieser Arbeit auch stets vorausgesetzt wurde, dieser nördliche Weg, der von Glogau über Guben führte, wichtiger wurde als der südliche; allmählich wurde er weitaus mehr befahren und bildete seitdem den eigentlichen Messeweg.

[98]) Lübben, ständisches Archiv, Akta 4422. Die guten Färber in Kottbus waren nicht preußischen Ursprunges; nach dem Frieden von Altranstädt 1706 waren sie aus der Oberlausitz nach Kottbus geflohen und begründeten dort nicht nur die guten Färbereien, sondern die Produktion feiner Tuche überhaupt.

[99]) Rachel, Bd. II, 1, S. 335.

ßisch-Schlesien) dürfe in Sorau und Guben in Kottbus färben lassen. Zu diesen Unzulänglichkeiten der Färbe- und Appreturkunst der Scherer kam in den Anfängen des 18. Jahrhunderts ein neuer erschwerender Umstand für die Selbsterhaltung der Scherer: die Konkurrenz der nach dem Dreißigjährigen Krieg eingewanderten Tucharbeiter.

Wie schon erwähnt wurde, beharrten die Scherer bei den alten überlieferten Lebensformen. Die Wichtigkeit der Veredelung der eigenen Produktion erkannten sie ebensowenig wie die Tuchmacher; überhaupt ergeben sich bei näherer Betrachtung zwischen diesen beiden ältesten Berufen innerhalb des Tucherzeugungsprozesses viele Parallelen. Denn ebenso wie die Tuchmacher wehrten die Tuchscherer jedes fremde Element ab, weil sie sich vor der neuen Zeit durch diese Haltung schützen zu können glaubten. Aber auf diese Weise vermochten sie nicht, den Lauf der Entwicklung aufzuhalten; noch viel weniger aber konnten sie dadurch zu ihrer früheren Bedeutung gelangen. — In dem Kampf gegen die Tuchbereiter, die das fortschrittliche Element darstellten, mußten sie notwendig unterliegen[100]; es vollzog sich damit in Guben eine Entwicklung, die überall im Reich zu verfolgen ist und die an sich nichts anderes darstellt als eine neubeginnende Phase in der Geschichte der Tuchmacherei, die man in Guben sehr lange hinausgezögert hatte. Jecht berichtet[101] schon aus einer bedeutend früheren Zeit (aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa), daß man Tuchbereiter nach der Oberlausitz geholt habe, weil die Tuchscherer den Anforderungen der verbesserten Produktion nicht mehr gewachsen waren.

Noch einmal, bevor sie dem Geist der neuen Zeit und der Fortschrittlichkeit der Tuchbereiter wirtschaftlich erlagen, schien es so, als ob ihre alte Stellung durch die Hilfe der Regierung wieder gefestigt werde. Es wurde schon erwähnt, daß der sächsische Kurfürst die Zunftverfassung

[100]) Die gleichen Auseinandersetzungen fanden sich in der Oberlausitz (vgl. Jecht, S. 74) und im übrigen deutschen Reich. Hildebrand (Bd. VII. S. 98) schreibt: „einwandernde Niederländer brachten im 16. Jahrhundert verbesserte Methoden nach Deutschland und verdrängten unter dem Namen Tuchbereiter die alten Schererzünfte".

[101]) Jecht, S. 100.

der Gewerbe schützte, und wenn er die Innungen auch nicht aktiv unterstützte, so verteidigte er sie doch gegen den ausgesprochenen antizünftlerischen Geist, der die preußische Gewerbepolitik beherrschte und der die alte sächsische Handwerksverfassung zu bedrohen begann.

1731 beschwerten sich die Gubener Tuchscherer, daß die anderen Städte der sächsischen Niederlausitz die Vorrangstellung der Gubener Schererinnung nicht mehr anerkennen wollten und daß sie die Quartalsgelder, die ein wichtiger Zuschuß für das eigene Handwerk bildeten, nicht mehr zahlen wollten. Der sächsische Kurfürst wies die Zünfte an, die Gubener Hauptlade als solche weiterhin anzuerkennen. Zur gleichen Zeit hatte Preußen die Aufhebung aller Hauptladen gefordert. Auf dem Reichsschluß, der auf Anregung Preußens 1731 zustande kam, hatte man diesem Punkt der Reform zugestimmt. Die Länder, die sich an dem Reichsschluß beteiligten[102]), stellten übereinstimmend fest, daß die Mißbräuche der Zünfte die wirtschaftliche Entwicklung gefährdeten und daß die Bestimmung der Aufhebung der Hauptladen[103]) für eine Reform wichtig war. Sachsen behielt sich als einziges Land vor, Ausnahmen zu machen, und, wie der Fall der Gubener Tuchscherer zeigt, tat es das dann auch. 1732 mußte Preußen Sachsen an die Publikation des Reichsschlusses erinnern; trotzdem zögerte sie Sachsen noch weiter hinaus; zu einer Realisierung der Beschlüsse kam es nur in Ausnahmefällen. In allen wesentlichen Fragen blieb Sachsen bei der alten Ordnung[104]).

[102]) Die beteiligten Länder waren: Preußen, Sachsen, Oesterreich, Polen, Braunschweig und Hannover.

[103]) § 6 des Reichsschlusses.

[104]) Man vergleiche dagegen die Entwicklung außerhalb Sachsens. Aus Straßburg berichtet Schmoller, daß dort schon 200 Jahre früher (1433) eine gründliche Reform der Zünfte durchgeführt wurde. („Straßburger Tucher- und Weberzunft", S. 475).. In Preußen begann die Neuordnung des Gewerbelebens unter der Regierung des Großen Kurfürsten. Er wollte die Zünfte abschaffen und mit der Reform an der „Wurzel des Uebels" beginnen. Da aber die Zunftmeister ihn flehentlich baten, diesen Plan nicht durchzuführen, nahm er davon Abstand und begnügte sich mit Vorschriften die das gesamte Lebensbereich der Zünfte erfaßten. (Hasse, S. 150, Krüger, S. 35). Friedrich der Große

Diese Gewerbepolitik des Kurfürsten konnte die Tuchmacher jedoch nicht retten. Denn die Reform setzte sich von innen her durch: Herzog legte selbst ein Färbehaus an und färbte die Tuche mit Hilfe der Tuchmacher selbst. Er stellte außerdem einen Schönfärber an, der fast die Hälfte der Gubener Tuche färbte. Die feinen Tuche brachte man, wie schon erwähnt wurde, nach Kottbus. Wie unfähig und passiv die Gubener Scherer geworden waren, geht daraus hervor, daß sogar der Kurfürst die Notwendigkeit für die Gubener, ihre Tuche „zur feineren Bearbeitung" nach Kottbus oder Sorau zu bringen, einsah. (Da das preußische Kottbus nur 4, das sächsische Sorau dagegen 6 Meilen von Guben entfernt liegt, erlaubte er, der billigen Transportkosten wegen, in Kottbus färben und zubereiten zu lassen[105]).

Vor dieselbe Entscheidung wie die Tuchmacher von Herzog wurden jetzt die Scherer durch die Tuchbereiter gestellt: sie mußten sich entweder der Führung der Bereiter überlassen oder im Kampf gegen sie wirtschaftlich unterliegen.

Im 17. Jahrhundert entschieden sich die Scherer für den Kampf gegen die Bereiter. Ihre wirtschaftliche Lage war noch nicht so schlecht, daß sie gezwungen gewesen wären, von vornherein mit den Bereitern zu gehen.

Gegen den Wunsch der Scherer, die die Tuchbereiter in der Ausübung ihres Handwerks beaufsichtigen wollten, schlossen sich die Bereiter in einer eigenen Zunft zusammen, die ihnen 1675 von der Regierung privilegiert wurde. Dieser Zusammenschluß erfolgte nicht wie bei den Tuchscherern deshalb, weil ihnen ein wirtschaftlicher Rückhalt erforderlich erscheinen, sondern weil sie sich nicht länger den Anfeindungen der Scherer, die sie als „zunftloses Gesindel" und „ehrloses Volk" bei der Regierung verleumdeten, aussetzen wollten. Dieses gänzlich andere Motiv für den Zusammenschluß läßt schon erkennen, daß die Lage der beiden Zünfte verschieden sein mußte. — Die Schilderung, die die Bereiter von ihrer eigenen Lebens-

setzte diese Politik fort und ermöglichte eine freie Entwicklung durch die unbeschränkte Zulassung von Freimeistern.

[105]) Lübben, „Ständisches Archiv", 4422.

auffassung und der der Scherer nach Dresden sandten, läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Bereiter die Scherer gänzlich verdrängen mußten.

Auf Grund dessen, was äber den Verlauf der Entwicklung festgestellt wurde, kann man ohne weiteres behaupten, daß das Handwerk ganz neu aufgebaut werden mußte: die Färberei war, wie wir schon sahen, von Herzog übernommen worden, die Appretur kannte man in Guben überhaupt nicht und die feinen Tuche gingen zum Scheren und Appretieren in andere Städte. Den Scherern blieben also nur die ursprünglichsten Verrichtungen: das Scheren der groben Tuche, die Zurichtung alter Kleider, das Wächsen der Leinewand und das Schmitzen der Felle.

Dieses Ziel eines Neuaufbaus des Handwerks legten die Bereiter in der Schilderung der Verhältnisse der Regierung dar. Sie schrieben, daß sie z. B.. die Tuche zum Rahmen und zur Walke trügen, was die Scherer als unwürdige Arbeit empfanden[106]). Bei ihnen sei außerdem die Gesellenheirat gestattet, weil die Gesellen dadurch zuverlässiger und seßhaft würden. Es kommt auch nicht darauf an, meinten sie, ob man in „fremder Leute Häuser" oder im eigenen arbeite[107]). Es müsse nur Arbeit überhaupt vorhanden sein. — In einem anderen Bericht baten sie, dem Wunsche der Scherer, die Meisterzahl zu beschränken, nicht stattzugeben; denn es bestehe kein Arbeitsmangel. Die Bereiter wollten sogar Meister aus der Oberlausitz hinzuholen. Je unbequemer den Scherern die Bereiter wurden, desto heftiger verleumdeten sie ihre Gegner bei der Regierung: Sie beschuldigten sie der Schleuder-

---

106) Von der Oberlausitz berichtet Jecht, daß es dort die Tuchbereiter waren, die es ablehnten, jede Arbeit zu verrichten, weil das gegen die Ehrlichkeit ihres Handwerks verstieß. Jecht, S. 74.

107) Später, in den Zeiten der Absatz- und Produktionsstockungen im 18. Jahrhundert, scheint sich in vielen Fällen die Form des Lohnwerkes innerhalb der Scherer- und Bereiterinnungen entwickelt zu haben. In wessen Auftrag sie arbeiteten, geht aus den Akten nicht hervor. Es ist aber zu vermuten, daß sie in den Diensten der Tuchmacher standen. Aus dem Ausdruck: „in fremder Leute Häuser" könnte man schließen, daß die Bereiter und Scherer für private Auftraggeber oder für Schneider arbeiteten — so wie Schmoller es für Straßburg nachgewiesen hat.

arbeit des Drückens der Preise und des Betruges. Als die Regierung ihnen aber keine Hilfe zuteil werden ließ, blieb ihnen kein anderer Weg, als die Tuchbereiter um eine „Beendigung der Jalousie" zu bitten. Allmählich hatten sie wohl erkannt, daß ein Miteinander mit den tüchtigeren Bereitern größeren Vorteil brachte als eine feindliche Haltung[108]). Kurze Zeit nach der Beilegung ihres Streites klagten die Tuchmacher darüber, daß sie von den Scherern und den Bereitern gemeinsam betrogen würden[109]).

Aus den Akten ist leider nicht zu ersehen, auf welche Weise es den Tuchbereitern gelang, allmählich einen immer größeren Entwicklungsvorsprung vor den Scherern zu gewinnen und auf welchem Wege sie dazu gelangten, die eigenen Aufgaben innerhalb des Produktionsprozesses zu erweitern. Das Färben gehörte nicht mehr zu ihrem Handwerk; diese Verrichtung lag um die Wende zum 19. Jahrhundert entgültig den Färbern und in vielen Fällen auch den Tuchmachern ob. Die Appretur ließ man in Kottbus machen. Und trotzdem gelangten die Tuchbereiter zu Wohlstand; diese Tatsache ist nicht nur dadurch beweisbar, daß sie selbst betonten, daß sie viel „guten Geldes" besitzen, sondern auch dadurch, daß aus dem beginnenden 19. Jahrhundert die mündliche Ueberlieferung von dem Reichtum der Tuchbereiter berichtet.

In Zusammenhang mit einer Verbesserung des Handwerkes ist sicher die Tatsache zu bringen, daß die Bereiter darauf hielten, daß die Gesellen für eine gewisse Zeit außerhalb Gubens lernten; auch die Neuaufnahme von Meistern aus Ungarn, Mähren und Böhmen[110]) in das Handwerk, gegen die sich die anderen Innungen auf das Heftig-

[108]) Vermutlich aus den Akten geht es allerdings nicht hervor kam es allmählich zu einer Entwicklung, wie sie gerade entgegengesetzt von den Scherern angestrebt worden war: die neuhinzukommenden Lehrlinge lernten bei den Bereitern und traten deren Innung bei. Das Gewerk der Scherer ging auf diese Weise in dem der Bereiter auf. (Im 17. Jahrhundert hatten die Scherer das Recht geltend machen wollen, die Lehrlinge der Bereiter auszubilden; jedoch ohne Erfolg.)

[109]) Gubener Archiv, Akta Nr. 102.

[110]) Hieke (S. 19) sagt, daß Maria Theresia den vierten Teil der Spinner, Weber, Zeug- und Tuchmacher ausweisen ließ.

ste sträubten, mußte andere Methoden und neue Anregungen bringen; dadurch war wenigstens eine Reform dessen, was den Bereitern zu tun übrig blieb, gewährleistet.

Der geschichtliche Ueberblick über die Entwicklung der Tuchscherer und -bereiter, die Schilderung ihres Anteils am Werden der Gubener Tuchindustrie muß hiermit schließen, da von der Wirksamkeit dieses Handwerks nur das eben Dargestellte überliefert ist. Auf eine Tatsache aber, die für die Tuchindustrie unter preußischer Herrschaft wichtig wurde, sei noch hingewiesen: Die Tuchbereiter trugen viel dazu bei, daß aus den kleinen Fabriken eine große Industrie entstand. Denn obgleich die preußische Regierung, die im 19. Jahrhundert noch immer handwerksmäßig arbeitende Fabrikanten mit Darlehen unterstützte, machte sich die Kapitalnot aus der sächsischen Zeit Gubens oft noch in der Weise bemerkbar, daß manche junge Unternehmung zusammengebrochen wäre, wenn die Tuchbereiter nicht des öfteren Kapital an sie verliehen hätten.

4. Anhang zur Vervollständigung des Bildes vom Kampf der Tuchmacher um ihr Bestehen und ihre Geltung: die Erweiterung der Privilegien der Leineweber und die dadurch hervorgerufene Schmälerung der Rechte der Tuchmacher.

Wenn jetzt gezeigt wurde, wie das Schicksal des Tuchmachergewerbes und das des Scherer- und Bereiterhandwerkes sich gestaltete, so wäre der Rahmen dessen, was behandelt werden sollte, an sich ausgefüllt. Denn der eigentliche Arbeitsprozeß vom Auslesen der Wolle bis zum verkaufsfertigen Tuch lag, wie wir sahen, im wesentlichen in den Händen dieser beiden Gewerbe [111]). Aber ebensowenig wie es möglich war, die äußeren Einflüsse der Politik, der allgemeinen Wirtschaftslage und der Straßenführung

[111]) Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß die Walkerei, also der Vorgang, bei dem die fertigen, rohen Tuche gewaschen oder gefilzt werden, bevor sie zum Rauhen und Scheren kommen, keiner Darstellung bedarf. Es ist in den Gubener Akten nichts von dem Zeitpunkt der Entstehung der Walkmühle überliefert. Wir wissen nur, daß es eine „vordere" und eine „hintere" Mühle bis in das 19. Jahrhundert hinein zwei Walkmüller gab.

aus unserer Betrachtung auszuschließen - ebensowenig können wir umhin, ein Handwerk kurz zu erwähnen [112]), das auch von außen her Einfluß auf die Entwicklung der Tuchmacherei nahm:

Das Handwerk der Leineweber.

Die folgende kurze Darstellung muß sich darauf beschränken, einen Einblick in den Tätigkeitsbereich der Leineweber, soweit sie ihn auf Kosten der Tuchmacher erweiterten, zu geben.

Ihre Privilegien sind den Leinewebern 1600 61 gegeben worden [113]). In dieser Zeit fertigten sie noch hauptsächlich Zeuge aus Leinengarnen an; bis in die Mitte des 18 Jahrhunderts blieben sie vorwiegend bei dieser Tätigkeit. Als aber die ländlichen Leineweber, die unter viel günstigeren Bedingungen arbeiteten als die städtischen Meister, zur Marktproduktion übergingen, mußten die städtischen Leineweber Gewebe anfertigen, die eine Konkurrenz der ländlichen Produktion von vornherein ausschloß. Diese Gewebe waren aus Leinen, grober Wolle und Baumwolle, für die sie in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Ausschnittsrecht erhielten [114]). Seit dieser Zeit nannten sich die Leineweber Garn- und Zeugmacher [115]). Und nun begann die Zeit der Auseinandersetzungen zwischen Tuchmachern und Leinewebern, die, wie Musäus berichtet, in der Niederlausitz vielfach zu blutigen Auf-

[112]) Schon aus anderem Grund kommt die Notwendigkeit einer begrenzten Einbeziehung der Leineweber in unsere Behandlung zum Ausdruck: denn das, was jetzt dargestellt werden soll, findet sich in den Akten, die über das Schicksal der Tuchmacher berichten.

[113]) Lübben, ständisches Archiv, Akta 407. — Musäus legt die Entstehung der Leinenweberinnungen in der Niederlausitz in den vier Immediatstädten: Lübben, Guben, Kalau, Luckau in das Jahrzehnt zwischen 1450 und 1460. Es ist also wahrscheinlich, daß es sich hier nur um eine neue Bestätigung der Rechte handelt. (Musäus, S. 12).

[114]) Musäus, S. 33. - Für ihre Leinenzeuge war den Leinewebern in den ostdeutschen Kolonialstädten das Ausschnittsrecht 1614 verliehen worden. (Stoeven, S. 6).

[115]) In Guben findet sich diese Bezeichnung zwar nicht, aber für die anderen Städte der Niederlausitz, in denen sich dieselbe Entwicklung wie in Guben vollzog, weist Musäus diese Umbenennung, die die Leineweber von sich aus vornahmen, nach. (Musäus, S. 23).

ständen führten. Denn die Tuchmacher empfanden die Verwendung von Wolle für die Zeuge der Leineweber als einen Eingriff in ihre Rechte, den zu dulden sie keineswegs gewillt waren[116]). Eine wie gefährliche Konkurrenz den Tuchmachern für ihre groben Tuche durch diese Mischgewebe entstand, kann man ermessen, wenn man die Preise der billigsten groben Tuche mit denen der halbwollenen Zeuge vergleicht. Die Tuchmacher schrieben nach Dresden, daß ihre schmalen Tuche und Boye 6 7 Gr. (die Elle) und daß die Zeuge der Leineweber 2 3 Gr. (die Elle) kosteten. Ein noch ungünstigeres Bild von der Situation, in der sich die Tuchmacher den Leinewebern gegenüber befanden, entwarfen die Leineweber selbst; sie sagten, daß die billigste Ware der Tuchmacher nicht 6 7 Gr., sondern 8 12 Gr. kostet und daß sie trotzdem nicht so dauerhaft sei wie ihre[117]). Es währte nicht lange, bis die ländlichen Weber begannen, die halbwollenen Zeuge anzufertigen. Um gegen sie vorgehen zu können, versuchten die städtischen Leineweber, sich mit den Tuchmachern zu einigen. Sie schlugen daher den Tuchmachern 1730 vor, daß sie die Arbeitsröcke und die Tuchmacher die Sonntagsröcke anfertigen. Denn wollene Röcke, führten sie aus, seien nicht nur bei

[116]) Dieser Streit entbrannte überall im Kurfürstentum Sachsen. Denn die Leineweber wurden auf diese Weise auf Kosten der Tuchmacher sehr wohlhabend (Lorenz, S. 92). Die Entwicklung der sächsischen Leineweberei zur Zeit des Frühkapitalismus verlief also ganz anders als im übrigen deutschen Reich. Sombart schreibt, daß im allgemeinen die Leineweber in Abhängigkeit von Garnhändlern kamen und sehr arm waren (Sombart, II. Bd. 2. Hbd. 6. Aufl. 1924. S. 716). Aehnliches behauptet auch Stoeven: „Die Leineweber verharrten lange beim Lohnwerk und erlangten erst um die Wende zur Neuzeit Marktfähigkeit."

[117]) Wenn wir einen kurzen Blick auf die Produktionsbedingungen werfen, so wird der Preisunterschied ohne weiteres verständlich. Denn der gesamte Produktionsprozeß war in den Händen der Leineweber, die ihre Zeuge nur mit der Hilfe ihrer Familie anfertigten, vereinigt. Es wurden verhältnismäßig wenig Lehrlinge und Gesellen beschäftigt. Außerdem waren nicht nur der Flachs bedeutend billiger als die Wolle, die die Tuchmacher verarbeiteten, sondern auch die Kürschner- und Fleischerwolle, die Flocken- und Wergwolle, die die Leineweber mit dem Flachs mischten und sie hauptsächlich von den Scherern und Bereitern kauften, war im Preise sehr niedrig. Der Gebrauch dieser Wolle war den Tuchmachern dagegen verboten.

der Arbeit hinderlich, sondern auch für die armen wendischen Bauern zu teuer.

Wir sehen hier ganz deutlich, in welchem Maße die Tuchmacher seit dem beginnenden 18. Jahrhundert vom lokalen Markt abgedrängt wurden; die Umstellung auf die Produktion für die Messen zwang sie, den lokalen Markt nach und nach aufzugeben. — Dieser Vorgang war im Sinne des Fortschrittes durchaus zu bejahen. Denn wir sahen schon früher, daß eine arme ländliche Umgebung für die Entwicklung der Tuchmacherei ein großes Hemmnis bedeutete. Diese völlige Aufgabe des heimischen Marktes aber - der Vorschlag der Leineweber beweist, welch geringer Anteil an der Versorgung der ländlichen Umgebung den Tuchmachern geblieben war , mußte insofern verhängnisvoll sein, als in den Zeiten der Absatzstockungen auf eine Konsumbereitschaft dieses Marktes nicht mehr zu rechnen war. — Und so kam es, daß die Tuchmacher, wenn sie nach anderen Städten nicht ausführen konnten, ihre Tuche in ein Lager bringen und warten mußten, bis sich ein Ansteigen der Kauflust außerhalb Gubens bemerkbar machte.

Der Grund dafür, daß sich der heimische Markt den Erzeugnissen der Tuchmacher verschloß, wird aus dieser Auseinandersetzung zwischen den Tuchmachern und den Leinewebern klar[118]): die städtischen Leineweber hatten sich im Laufe der Entwicklung in die Belieferung des heimischen Marktes eingeschaltet und hatten bei zunehmender Ausfuhrproduktion der Tuchmacher nach und nach die Versorgung der armen Bürger und Bauern mit billigen, groben Zeugen übernommen.

Der Lauf der Dinge war nicht aufzuhalten. Die Tuchmacher, die den Kompromiß, den die Leineweber vorgeschlagen hatten, nicht annehmen wollten, wandten sich vergebens nach Dresden. 1777 erlaubte die Regierung den Leinewebern, die halbwollenen Waren anzufertigen, „damit

[118]) Eine Erklärung für den Verlust des heimischen Marktes konnte im Hauptteil (III. 1; III. 2) nicht gegeben werden, weil sie sich aus den Zusammenhängen nicht ergab. Sie konnte deshalb hier erst erfolgen.

jedes Handwerk seine Nahrung habe“ [119]). Auch die Bitte der Tuchmacher, den Scherern und Bereitern den Verkauf der von ihren Tuchen „abgekratzten“ Flockenwolle zu verbieten, wurde nicht gewährt.

Wenn die Betrachtung der zweiten Entwicklungsphase der Gubener Tuchmacherei (vom Dreißigjährigen Krieg bis 1815) mit der Feststellung schließen muß, daß sie auch hier im Kampf gegen die Konkurrenz der Leineweber eine Niederlage erlitt, so ergänzt sich damit das Bild, das wir von der Produktions- und Absatzlage in den Jahren 1806–15 schon früher gewannen, dahin, daß eine Stagnation des Gewerbes nach 1805 folgen mußte, weil alle Umstände, die im Zusammenhang mit der Tuchmacherei standen, eine günstige Entwicklung verhinderten.

In einem kurzen zusammenfassenden Ueberblick über die Jahre 1648 bis zu diesem Zeitpunkt der Stagnation in den Jahren 1805–15 soll abschließend die Entwicklungslinie als solche noch einmal aufgezeigt werden:

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ließ sich eine beschränkte Produktion, deren Absatz aber auf dem lokalen Markt gesichert war, nachweisen. Dann setzte eine langsam ansteigende Intensivierung der Erzeugung ein; der Aufschwung währte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, aber noch im beginnenden 18. Jahrhundert war Guben der Standort einer blühenden Landtuchproduktion. Es folgte dann ein Stillstand der Vorwärtsentwicklung, der durch die Zollpolitik der merkantilistisch-regierenden Fürsten ursächlich bedingt war. In den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts, in denen sich die Bemühungen Herzogs um die Verbesserung der Produktion auszuwirken begannen, machten sich die Anzeichen eines neuen Aufschwunges bemerkbar; aber

[119]) Diese Bestimmung traf die Regierung für das ganze Kurfürstentum Sachsen. — Daß dieser Streit zwischen Tuchmachern und Leinewebern keine speziell sächsische Angelegenheit war, beweist ein Urteil, das ein Priester im Westen des Reiches bei einer gleichen Auseinandersetzung abgab. Nur fiel dieser Spruch zugunsten der Tuchmacher aus. Der Priester entschied nämlich in folgender Weise: „Gott hat ausdrücklich das Tragen eines Kleides von Wolle und Leinen zugleich gemenget, verboten. Daher soll ein solcher Stoff nicht gewebet werden“. (Hesse, S. 149).

die französische Revolution und die folgenden Kriege, die jede friedliche Entwicklung zerstörten, wirkten sich auch in Guben in der Weise aus, daß es zu einer wirtschaftlichen Erholung bis 1813 nicht kam. Da Herzog zu Anfang des Jahres 1806 starb, verschlechterte sich die Lage des Gubener Handwerks von dieser Zeit bis zum Uebergang Gubens an Preußen noch beträchtlich. - Wenn Guben trotzdem noch 108 Tuchmacher bei der ersten preußischen Gewerbezählung aufwies, so ist diese Tatsache nicht zuletzt auf die Genügsamkeit der Tuchmacher zurückzuführen. Auch das Bewußtsein, daß — der allgemeinen Verarmung Deutschlands wegen — die Auswanderung in eine andere Stadt an der wirtschaftlichen Lage nichts geändert hätte, ließ die Tuchmacher in Guben ausharren und auf bessere Zeiten warten.

Teil III.

Guben unter preußischer Herrschaft von 1815—1845.

Als Guben von Preußen 1815 übernommen wurde, sandte die Stadt an die preußische Regierung folgende Schilderung Gubens[1]): „Die Sterilität des Bodens, mit Ausschluß der nächsten Umgebungen von Guben[2]), und das nicht richtige Verhältnis des Flächenraumes zur Bevölkerung fordert bis jetzt die Landeseinwohner auf, ihren Fleiß und ihre Kräfte nur auf Vervollkommnung des Ackerbaues und der Viehzucht zu verwenden, gewöhnlich aber nur gebrechlichen Personen die Erlernung von Handwerken zu überlassen, welche als Landprofessionisten und in Ermangelung zweckmäßiger Gewerksschulen sich lediglich auf das Bedürfnis der Eingeborenen beschränken .... Nur in den letzten Jahren, hat die sich in Guben hebende Tuchfabrication auf Veredlung der Schaafzucht einen günstigeren Einfluß zu äußern begonnen, und könnte die eine sowohl wie die andere leicht einen größeren Umschwung erlangen, wenn die Exportation hiesiger Tuche namentlich nach dem Norden, bey dem Durchgange durch den bestehenden Ersatzzoll Fünf Thaler Gold pro Centner Brutto-Gewicht nicht welche von dieser Abgabe gänzlich befreyt sind, gleichgesetzt würde, indem vorzüglich die hiesigen Fabricate größtentheils in mittleren Gattungen und mittleren Preißen bestehend, aber ins Gewicht fallend ohne hohen Werth zu haben, dadurch gegen unsere Schwesternstädte auffallend theurer werden.

[1]) „Geh. Preuß. Staatsarchiv." Pr. Br. Rep. 17, Titel V, Nr. 15, Vol. I.

[2]) Daß die Umgebung Gubens fruchtbar ist, kann man nur bedingt, nämlich, wenn man Guben mit der übrigen N. L. vergleicht, behaupten. — Lehmann, „Die Niederlausitz im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation". S. 13, gibt an, daß der Sandboden im Gubener und Kottbuser Kreise 68 % beträgt; im Lübbener Kreise allerdings 75 %.

Den Handel im allgemeinen anlangend, bietet Guben eine Lage da, welche daßselbe zu einen der ersten Handelsplätze Deutschlands erheben müßte, indem es in sich gleichsam die Verbindungen mit der Ost- und Nordsee vereinigt, einmal durch die bis zur Stadt schifbaren Neiße und der Oder, und dann für die Nordsee durch den nahen Schwilochsee, aber leider hat diese Lage auf den hiesigen Handel, welcher sich nur auf die spärliche Exportation hiesiger rohen Producte beschränkt, wenig Einfluß, konnte sich auch wegen des allein herrschenden Leipzigs nie einiger Unterstützung erfreuen. Würde nun die Neiße bis Muskau durch zweckmäßigen Uferbau in einer bestimten Strombahn schifbar gemacht, die Gubener so wie die Forstner Mühle durch einer längeren Schleuße umgangen und endlich mit der waßerreichen Spree in unmittelbare Verbindung durch einen Canal gesetzt, so ließen sich mit Gewisheit die schönsten Resultate für den inneren Handel erwarten, die Holzreichenden Gegenden der Oberlausitz erhielten Absatz, Fabriquen und Manufakturen durch regelmäßige Zufuhr gesichert, wieder hervorgehen und Leben und Thätigkeit bis in die kleinsten Zweige der Staatswirtschaft verbreiten. Um endlich auch den letzten und sehnlichsten Wunsch aus zusprechen, welches sich gewiß jedem Reisenden aufdrängt, so sind es Chausseen, welche unsere Provinz für die bedeutendsten Hauptstraßen fehlen, und die wie im hiesigen District nur von Grunewald bis Gros Breßen, $^1/_8$ Meile weit kommen. Dankbar würden Fuhrleute denn ihr Wegegeld entrichten und der angränzende Ackerbesitzer ruhig der Erndte seiner Früchte entgegensehen, welche gegenwärtig bei anhaltenden Regenwetter oder bey Schnee durch unzählige Geleise, der wegen Grundlosigkeit der Wege ausbrechenden Fuhrleute verwüstet werden".

Eine Gewerbezählung, die in Guben sofort angeordnet wurde, um den Stand der Manufaktur und die Richtigkeit der Ausführungen des Gubener Berichtes zu prüfen, ergab folgendes Bild: es gab in Guben 125 Spinnmaschinen mit 25 sonstigen Maschinen (an jeder Spinnmaschine arbeiteten 5 und an jeder Woll- oder Krempelmaschine 3 Personen), 21 Woll- oder Krempelmaschinen, 4 Färber, 51 Schneidermeister mit 12 Gesellen, 108 Tuchmachermeister mit 24 Ge-

sellen[3]). Leider sind in dieser Aufstellung die Tuchbereiter und die Tuchscherer nicht erfaßt. Die Akten von 1815 bis 1845 schweigen über sie. — Den Schluß des Berichtes über das Ergebnis der Gewerbezählung bildet folgende kurze Anmerkung: „Diese Tuchfabrication würde bedeutender Seyn, wenn nicht die Armuth des größten Theils der Tuchmacher den Betrieb so wie die bisherigen großen Abgaben an Zoll und Akcise den Absatz einigermaßen schwächten . . .".

Die Regierung kam auf Grund dieser ermittelten Tatsachen zu dem Schluß, daß Guben die größte und qualifizierteste Tuchmanufaktur der sächsischen Niederlausitz ist und wollte, da Guben sehr von Sachsen vernachlässigt worden war, das Gewerbeleben tatkräftig entfalten. — Der preußische Staat gab eine „Uebersicht über die Städte des Herzogthums Sachsen, in welcher die Tuchmanufaktur das vornehmste Gewerbe ausmacht", heraus. Es ist daraus zu erkennen, daß Guben zwar nicht die größte sächsische Manufakturstadt ist. Trotzdem aber steht in den Akten: „Guben ist außer Dahme die größte Manufakturstadt . . . da Guben qualifizierter ist, sollen dort die neuesten Maschinen aufgestellt werden, an denen jeder aus dem Inland lernen kann, wenn er nach Guben kommen will. . . ."

Die Aufstellung[4]) ergibt folgende Uebersicht:

	1815 hatte:		jährl. Produktion
Bitterfeld:	39 Meister	47 Stühle	
	60 Gesellen	21 Spinnmaschinen	2000 Tuche
Guben:	108 Meister	25 Spinnmaschinen	
	24 Gesellen	7 Wollmaschinen	2500—3000 Tuche
Spremberg:	130 Meister	20 Spinnmaschinen	
	66 Gesellen	10 Reißmaschinen	4000 Tuche
Görlitz:	360 Meister	175 Stühle	
	96 Gesellen	62 Spinnmaschinen	
	54 Lehrlinge		7000 Tuche
Forst:	— Meister	42 Stühle	
	— Gesellen	9 Spinnmaschinen	
		3 Kratzmaschinen	2000 Tuche

[3]) Preuß. Geh. Staatsarchiv. Rep 17. Titel V. Nr. 15, Vol. 1.

[4]) An dieser Aufstellung sehen wir wieder, wie groß die Kapitalarmut der Gubener Tuchmacher war; keine Stadt — auch die unbedeutendste nicht — verfügte über so wenig Maschinen wie Guben. — Auch die geringe Gesellenzahl ist auffällig; sie läßt sich nur so erklären, daß man, besonders in den letzten Jahren, wegen Arbeitsmangel den heranwachsenden Nachwuchs möglichst beschränken wollte.

1815 erhielten die tüchtigsten Gubener Tuchmacher Böhme und Driehmel 1500 Taler zur Anschaffung einer Cockerillschen Wollspinnmaschine, die 3000 Taler kostete[5]). Diese Maschine war von Cockerill in Berlin erfunden worden. Dort wurde sie konstruiert, und der Lieferungsvertrag an Böhme und Driehmel wurde in Berlin in Anwesenheit von Vertretern der Regierung abgeschlossen. Im Artikel 19 des Lieferungsvertrages heißt es: „Die Mechaniker James und John Cockerill verkaufen und liefern den Herren Böhme und Driehmel ein Sortiment Spinnmaschinen, bestehend aus einer Schrubbel-, einer Streich-, einer Vorspinn- und vier Feinspinnmaschinen, zusammen für den Preis von 4000 Talern preußischer Currante".

Im Oktober 1815 erhielt Cockerill den Lieferungsvertrag. Am 2. Juli 1816 meldete der Magistrat von Guben, daß die Maschine aufgestellt und schon im Gang sei und sich als durchaus brauchbar und vorteilhaft erweise[6]).

1817 trennte sich Driehmel von Böhme. Böhme übernahm die Fabrik allein. Da er aber das Betriebskapital, das Driehmel eingebracht hatte und nun herauszog, nicht aufbringen konnte, bat er den preußischen König um ein Darlehn von 3—4000 Talern, um Wolle kaufen zu können. Die englische Maschine, sagte er, liefere viel Arbeit und verspinne deshalb eine große Menge feiner Wolle. Er brauche also bares Geld. Jetzt, da er allein sei, verarbeite er wöchentlich 6—8 Stein Wolle, während er auf der Maschine 20 Stein verarbeiten könne, wenn er den nötigen Wollvorrat habe. Da die beste Zeit für Wolleinkäufe das Frühjahr sei, müsse er zu dieser Zeit immer viel Geld flüssig haben, um sich eindecken zu können und nicht zusehen zu müssen, wie die Engländer die beste Wolle aufkaufen. Gelinge es ihm nicht, genügend Wolle einzuhandeln, so müsse er im Sommer kaufen, wobei er meistens die schlechte Wolle, die die Engländer übrig lassen, teuer bezahlen müsse. Böhme bat am Schluß seines Briefes um ein neues Darlehn von 10000 Talern, um außerdem eine

[5]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. 1, Nr. 9417, 1.

[6]) der völlig andere Geist Preußens und die Aktivität der Regierung, die jetzt an die Stelle der Passivität der sächsischen Obrigkeit trat, ist hier zum ersten Male deutlich zu spüren.

Schermaschine, die es bis dahin in Guben noch nicht gab, anzuschaffen. Für die Schuld wollte er mit seinem gesamten Vermögen haften, das allerdings, die Immobilien einbegriffen, nur 9165 Taler betrug. Der Antrag wurde mit der Begründung abgelehnt, daß man das Kapital, das für die Gubener Fabriken bereit gehalten wird, nicht nur ihm geben könne und daß er sich jetzt allein helfen müsse. Das Darlehn wurde 1819 einem Tuchbereiter, der für seine Tüchtigkeit bekannt war, gewährt. Auf der neuen Schermaschine, die er sich dafür anschaffen mußte, bereitete er 1820 schon 250 Stück Tuche; 1821 waren sechs Schermaschinen im vollen Gang. In der ersten Hälfte des Jahres 1821 wurden 280 Stück feiner Tuche von 9/4 Ellen Breite und 24 Ellen Länge und in der zweiten Hälfte des Jahres 1821 wurden 535 Stück Tuche auf den neuen Maschinen zubereitet.

Bei jeder neuen Maßnahme, die Preußen ergriff, ist der starke Wille, der die preußische Gewerbepolitik kennzeichnete, zu spüren. Und wie aus einem Frankfurter Bericht hervorgeht, hatte man Bedenken gehabt, einem Tuchmacher alle Maschinen zu geben; eine gerechte Verteilung hielt man für zweckmäßiger. Außerdem hatte man das Gesuch Böhmes deshalb abschlägig beschieden, weil es notwendig war, das Verantwortungsgefühl dem eigenen Werk gegenüber in den Tuchmachern zu wecken. So sehr die jungen Unternehmungen noch des Schutzes und der Leitung des Staates bedurften und beides wurde ihnen in einem Maße zuteil, wie sie es früher nie kennengelernt hatten --, die Erziehung zur Selbstbehauptung war die wichtigste Aufgabe der Regierung.

Auf die Kapitalinvestition und die Erziehungsarbeit des Staates ist eine Tatsache zurückzuführen, die bei der Betrachtung der Entwicklung dieser wenigen Jahre besonders augenfällig ist: bis zum Ende der Zeit der sächsischen Herrschaft war Guben eine Stadt mit ausgesprochen zünftlerischer Handwerksverfassung; jetzt war der kleine Meister, der der Gewißheit des sicheren Absatzes auf dem heimischen Markt in früherer Zeit -- später lieferte er an Herzog -- als Voraussetzung für die Herstellung von Tuchen bedurfte, in seiner Eigenschaft als Repräsentant

des gewerblichen Lebens verschwunden: zwar gab es diesen Tuchmacher in Guben noch, aber seine Rolle war, wie wir noch sehen werden, eine äußerst klägliche. — Ganz unmittelbar und ohne merklichen Uebergang — von Herzog sei hier abgesehen, weil er eine Einzelerscheinung war — steht uns jetzt ein Typus gegenüber, der in nichts mehr dem ängstlich an der Ueberlieferung festhaltenden Tuchmacher von früher ähnelt und der die eigentliche industrielle Entwicklung begründet. Wir sehen uns plötzlich in eine Zeit versetzt, in der die Produktionsweise vorwiegend kapitalistische Züge trägt, während wir noch eben die Arbeitsweise als mittelalterlich-traditionalistisch kennzeichneten

Wenn wir in diesem Teil in besonderem Maße die Art der Gubener Tuchmacher, sich von innen heraus auf die vom Staat eingeleitete Entwicklung einzustellen, aufzeigen werden, so geschieht es deshalb, weil vor allem verfolgt werden soll, auf welche Weise und wie schnell oder langsam die Anpassung der Denk- und Anschauungsweise an den Fortschritt in der Produktionstechnik vor sich ging. Auch der Gegensatz zwischen dem die Zunftidee verkörpernden Gewerk und den Fabrikanten wird, um von der Entwicklung ein vollständiges Bild zu geben, näher geschildert werden. Wir müssen uns deshalb — allerdings unter Berücksichtigung des großen Anteils des Staates an der Wandlung der Denkweise in größerem Maße als bisher mit historischen Einzelheiten innerhalb des Lebensbereiches der Tuchmacher befassen.

Im Jahre 1816 begann ein Streit um die Walkmühle und um die Höhe der Walkgebühren; er soll hier wiedergegeben werden, weil die Quellen zum ersten Mal über die Walkmühle berichten und weil wir hier unmittelbar zu dem kommen, was wir betrachten wollen: die innere Einstellung der Tuchmacher und ihrer Denkweise zu dem Fortschritt in der Produktionsweise. Außerdem sind die Mittel, die das Tuchmachergewerk im Kampf gegen die neue Zeit anwandte, so charakteristisch, daß die Haltung der Zunft, wenn es die eigenen Interessen zu vertreten galt, nicht klarer zum Ausdruck kommen konnte.

Die Tuchmacher erklärten[7]), daß die Walkmühle seit

[7]) Preuß. Geh. Staatsarchiv. Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. I. Nr. 9479,

ältester Zeit Eigentum der Innungsmitglieder sei, (also nicht Eigentum der Zunft) und daß es aus diesem Grunde gerechtfertigt sei, wenn die Meister die Walkbeiträge nach eigenem Gutdünken festsetzten, da ihnen allein die Instandhaltung der Mühle obliege. In Kottbus müssen die Meister 50 Taler als Beitrag bezahlen, behaupteten sie, während man sich in Guben mit der halben Summe begnüge.

Wie deutlich geht aus dieser Einstellung des Gewerkes hervor, daß man jede Möglichkeit wahrnahm, den noch vorhandenen Rest der früheren Macht auszunutzen, um den Freimeistern und Fabrikanten die Arbeit zu erschweren und darauf hin zu arbeiten, daß sie entweder der Zunft angehören oder ihr Gewerbe aufgeben sollten.

Die Walkmühle, von der die Zunft behauptete, sie sorge für ihre Instandhaltung, war halb verfallen. In einem „Dekretum" forderte die Regierung den Rat der Stadt Guben 1816 auf, die Verbesserung an der Mühle sofort vornehmen zu lassen und sie bei einer Strafe von 1 Taler innerhalb von 12 Wochen zu vollenden. — Diese Drohung veranlaßte das Gewerk, die Walkbeiträge auf 100 Taler heraufzusetzen, ohne vorerst an die Reparatur der Mühle zu denken.

Zu Beginn des Jahres 1817 wurde die in Guben bisher nicht übliche Schau der rohen Tuche angeordnet. Die Oberältesten: Herzog[8]) und Krüger übertrugen, ohne die Tuchmacher nach ihrem Willen zu fragen, acht Meistern das Schauamt und erhoben von einem zur Schau gebrachten Stück Tuch 1 Gr. 6 Pf. Schaugebühr.. Die Zunftmeister sahen in diesen Gebühren die geeigneten geldlichen Mittel, die Reparatur der Mühle zu bezahlen. Im Jahre 1817 kamen mehr als 3000 Stück Tuche zur Schau; es wurden ungefähr 200 Taler Gebühren dafür erlegt. Sie verlangten, daß dieses Geld den Tuchschauern nicht zuging, son-

[8]) Dieser Herzog ist vermutlich der Sohn des alten Herzog, der allein in Guben blieb, während die anderen Söhne sich in umliegenden Städten niederließen, in denen Herzog ebenfalls Verlagsgeschäfte besaß. Von irgend welcher Bedeutung für die Tuchmacherei Gubens wurde dieser Sohn Herzogs aber nicht.

dern daß davon die Reparaturen und die Schulden, die für die Mühle gemacht worden waren, bezahlt würden. Denn dann brauche man nicht mehr, sagten sie, von den Meistern die vorher üblichen hohen Summen zu fordern. Mit der Unentgeltlichkeit der Schauamtes erklärten sich alle Meister und Fabrikanten einverstanden und waren froh, eine Lösung der Frage der Walkgebühren erwarten zu können. Auch die Regierung erklärte sich einverstanden. Die Hoffnung, eine Einigung mit dem Gewerk erzielt zu haben, war aber anscheinend verfrüht, denn 1818 waren die Reparaturen noch nicht so durchgeführt, daß man walken lassen konnte, ohne damit rechnen zu müssen, daß die Tuche verdorben zurück kamen. Die Jungmeister aus Guben ließen in Forst walken und baten das Gewerk, nicht nur die Reparaturen nun endgültig durchführen zu lassen, sondern auch den tüchtigen Forster Walkmüller nach Guben zu holen und den alten Gubener Müller, der sich auf seine Arbeit nicht mehr verstand, in den Ruhestand zu versetzen. Gegen diesen Vorschlag sträubte sich das Gewerk heftig.

Berlin wies das Gewerk mit aller Schärfe an, den betriebsamen Tuchmachern, deren Anzahl in Guben in stetem Wachsen war, nicht zum Hindernis zu werden, damit die bedeutenden Summen, die der Staat besonders in der Spinnerei investiert hatte, nicht vergebliche Aufwendungen waren [9]).

Da trotz der Ermahnungen der Regierung die Walkmühlenbeiträge in eine unerschwingliche Höhe gingen — von einem Jungmeister forderte das Gewerk 200 Taler Beitrag — schickte Berlin eine Kommission des Gewerberates nach Guben, um die Zustände an Ort und Stelle nachprüfen zu lassen. Der Gewerberat stellte fest, daß es viele tüchtige Tuchmacher in Guben gab. Allerdings, so führte der Gewerberat aus, gehe es noch immer zu langsam mit der allgemeinen Einführung der neuen Betriebsarten. Wirkliche Fabrikanten gäbe es nur sechs in Guben. Die übrigen,

[9]) Auch die preußische Regierung versuchte, wie ehemals Herzog, mit einer Verbesserung der Tuche bei der Verfeinerung des Gespinstes zu beginnen.

die sich hochzuarbeiten versuchen, seien immer wieder durch die Schikanen des Gewerkes darin gehemmt. — Dabei verkannte der Gewerberat nicht, daß die noch immer sehr mangelhafte und erst in den Anfängen begriffene Kapitalbildung ein Umstand war, der es dem Gewerk erleichterte, den aufstrebenden Meistern Zügel anzulegen und sie in Abhängigkeit von ihrer Walkmühle und ihrer, einstmals von Herzog errichteten, Färberei zu halten. Nur der Teil der Tuchmacher, der Darlehen vom Staat erhalten hatte, konnte sich auf eigene Weise und unabhängig entwickeln. Diesen Tuchmachern war es möglich, die Tuche außerhalb Gubens walken, appretieren und färben zu lassen; der Fuhrlohn, der für jedes Stück Tuch nach dem nahen Forst 6 Gr. 20 Pf. betrug, erhöhte zwar ihre Unkosten erheblich, aber die Staatszuschüsse, die die Tuchmacher erhielten, machten sie tragbar. Der andere Teil der Meister, der wagemutig genug und einer Umstellung auf die neuen Produktionsformen durchaus fähig war, mußte in dem Rahmen, über den hinaus das Gewerk keine Entwicklung zuließ, beharren.

Der Gewerberat schlug vor, daß die Tuchmacher, die durchaus bei der Handarbeit bleiben wollten, sich dem Ackerbau, dem Obst- und Weinbau, der viel tätige Hände erforderte, zuwenden sollten. Und nur als Nebenbeschäftigung sollten sie die Herstellung der Tuche in der Form der Handarbeit beibehalten dürfen.

Die Regierung, die die Entwicklung beschleunigen und die aufstrebenden Tuchmacher von der Abhängigkeit vom Gewerk befreien wollte, ordnete den Bau einer anderen Walkmühle an und gab Cockerill, einem Engländer, der nach Preußen eingewandert war und der sich hier um die Verbesserung der Maschinen bemühte, den Auftrag, diese neue Mühle in Guben zu bauen und sie zu leiten [10]). (Neben der Mühle sollte eine Appreturanstalt errichtet werden, weil es in Guben noch keine Appreturmöglichkeit gab.) Für sein eigenes Unternehmen schuf Böhme im Jahre 1824 eine zusätzliche Walkgelegenheit: er traf mit einem Mühlenbesitzer ein Abkommen, das ihn berechtigte, die

[10]) Preuß. Geh. Staatsarchiv. Pr. Br. Rep. 3 B. Abt. 1. Nr. 9417, 1.

Wasserkraft, die der Mühlenbesitzer den Weißgerbern zur Verfügung gestellt hatte, mitzubenutzen. Böhme berichtete, daß die Walkmühle, die dem Gewerk gehörte, halb verfallen, schmutzig und eng war, und daß die Walklöcher von so alter und unvorteilhafter Konstruktion waren, daß sogar die groben derben Tuche selten ohne Löcher wieder herauskamen. Kein Meister wagte mehr, dort walken zu lassen. Während des Baues seiner Mühle schickte Cockerill eine neue englische Walkseife nach Frankfurt ein. Dort wurde festgestellt, daß diese Seife sehr gut war; man ordnete an, daß Böhme und die beiden neuen Mühlen die Seife sofort in Gebrauch nehmen sollten.

In welchem Maße die Tuchmacherei in Guben nach 1825 aufblühte, läßt sich am besten an dem zahlenmäßigen Bestand der das Gewerbe ausübenden Meister feststellen: 1815 betrug deren Zahl 108, bis zum Jahre 1820 ging sie auf 70 zurück. (Hier offenbart sich, wie wenig verbunden die Gubener Tuchmacherei mit ihrem Standort war. Die Krisen, die nur Uebergangserscheinungen waren, die aber nicht ausbleiben konnten, als Preußen auf eine völlige Umstellung der Arbeitsweise der Tuchmacher in Guben drang, veranlaßten über ein Drittel der Meister, ihre Gewerbe ohne weiteres aufzugeben oder auszuwandern). Als seit dem Jahre 1825 die wichtigsten Maschinen vorhanden und die damit zusammenhängenden Fragen der reibungslosen Gestaltung der Produktion gelöst waren, stieg die Zahl der Tuchmacher noch im gleichen Jahr um sieben an und betrug 1830 130. Dieses Schwanken der Meisterzahl, das ein Schwanken der Produktionsziffer zur Folge hatte, erschien der preußischen Regierung besonders änderungsbedürftig. Auch in dieser Beziehung schuf die Kapitalinvestion in Guben Wandel; denn durch die Aufstellung der Maschinen erreichte der Staat nicht nur eine Verbesserung der Produktion, sondern auch eine größere Gebundenheit der Tuchmacher an den Standort. Preußen durfte für die Zukunft erhoffen, daß sich die Fabrikation in Guben zu einer gewissen Stabilität hin entwickeln und zu einem Faktor werden würde, der dazu beiträgt, das Ziel einer England ebenbürtigen – Industrialisierung des Landes zu verwirklichen.

Die Lieferung von Maschinen durch den Staat wurde allmählich in Guben durch Eigenanschaffungen, die der steigende Wohlstand ermöglichte, ergänzt. Böhme legte eine Appreturanstalt an und stattete sie — von den Rauhmaschinen abgesehen — auf eigene Kosten aus. Um die vier großen Rauhmaschinen kaufen zu können, bat er den Staat um ein Darlehn von 4000 Talern. Das Darlehn wurde gewährt. Die Regierung in Frankfurt hatte das Gesuch befürwortet und nach Berlin mitgeteilt, daß Böhme ganz besonders tüchtig sei. Er habe eine Fabrik mit 6 Webstühlen, wurde dem Ministerium berichtet, und beschäftige außerdem noch Weber außerhalb seines Hauses. 1820 habe er mehr als 400 Stück Tuche angefertigt, wovon mehrere 70 –100 Taler einbrachten. Seine Webstühle habe er so ändern lassen, daß das Gewebe fester und stärker werde. Die Färberei sei durch Böhme ebenfalls verbessert worden. Abschließend sagte dieser Bericht, daß Guben eine glänzende Basis für eine entwicklungsfähige Tuchindustrie biete.

Weniger optimistisch als in Frankfurt war man in Berlin. Immer wieder feuerte das Ministerium des Innern die Gubener Tuchmacher durch Tadel, Drohungen und Aufmunterungen an. Im Jahre 1827, kurz nachdem die preußische Gewerbekasse wieder einmal 500 Taler für die Verbesserung der Maschinen zugesteuert hatte, schrieb Berlin, daß man auf der Gewerbeausstellung (1827) gefunden habe, daß die Gubener Tuche noch lange nicht so gut gewesen seien wie man erwartet habe[11]): „. . . Absonderlich sind sie vielfach unrein gewesen und haben einen üblen Geruch an sich gehabt". Diese Tuche, schrieb das Ministerium des Innern für Handel und Gewerbeangelegenheiten, seien einer Konkurrenz mit anderen Qualitätstuchen noch keineswegs gewachsen; der steigende Absatz guter Tuche im Ausland mache eine Anspannung aller Energien in Guben notwendig. Man solle von den Zänkereien, für die man zuviel Zeit übrig habe, lassen und sich mehr der Arbeit zuwenden. Den besten Tuchbereiter in Guben, der für seine Schnelligkeit im Arbeiten bekannt

[11]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. I, Nr. 9417, 2.

war, tadelte das Ministerium, weil er zu langsam arbeite. Außerdem beschäftige er noch, wurde kritisiert, an drei Schermaschinen einen, am Schwungrad drei Arbeiter. Soviel Hilfskräfte seien überflüssig, man solle sie im Obst- und Weinbau beschäftigen und solle versuchen, Arbeitskräfte und damit Kapital zu sparen.

Diese strengen Ermahnungen hatten tatsächlich ein Anspannen aller Kräfte in Guben zur Folge. Der Magistrat teilte über die Entwicklung folgendes nach Berlin mit: Die Produktion hat sich entsprechend der angewachsenen Zahl der Tuchmacher und der Maschinen gehoben. Es sind im Jahre 1827 in Guben 9042 Tuche zu 8/4 und 9/4 Breite aus 2200, 3000, 3600 ja, sogar 4000 Fäden gewebt worden. Der Verkaufspreis, der früher höchstens 21 Taler betragen hat, ist im Durchschnitt auf 36 bis 60 Taler gestiegen; der Preis für die feinen Sorten betrug für das Stück von 24 Ellen 90 – 100 Taler. Der Magistrat berichtete, daß man das als ein gutes Ergebnis der Entwicklung werten könnte. Es müsse nur noch für eine weitere Verbesserung der Walkgelegenheiten gesorgt werden, um den Aufschwung der Produktion in quantitativer wie auch in qualitativer Hinsicht zu sichern. Cockerill habe eine niederländische Walke mit zwei Walk- und zwei Waschlöchern eingerichtet. Seine Mühle liege an demselben Gewässer wie seine Spinnerei und das sei der Grund dafür, daß er sie nicht recht in Gang bringen könne. Er brauche für die Spinnerei sehr viel Wasserkraft und könne die Walke nur bei Hochwasser oder bei sonstigem Wasserzufluß betreiben. Außerdem sei die Wasserkraft bei der Klostermühle an sich ungenügend und ungleich. Die Walke habe daher nur klein gebaut werden können; nur für 9000 Stück Tuche lange sie zum walken aus. Da die niederländischen Walker, die Cockerill verpflichtet habe, noch nicht eingetroffen seien, habe er den Betrieb überhaupt noch nicht vollständig im Gange. In diesem Sinne, in dem der Magistrat berichtete, sprachen sich auch alle Gubener Tuchmacher aus. In Groß-Gastrose betrieb ein Müller eine Walkmühle mit sechs Walkstöcken. Dorthin wandten sich die Tuchmacher nun vielfach ohne eine eigentliche Lösung der Frage einer zusätzlichen Walkgelegenheit damit gefunden zu haben.

Denn Groß-Gastrose lag zu weit von Guben entfernt und außerdem führte die Neiße dort soviel Sand mit sich, daß die Tuche nicht unbeschadet gewalkt werden konnten. Selbst wenn man das alles unbeachtet lassen wollte, blieb noch immer die Tatsache bestehen, daß auch mit Hilfe dieser Walke die Arbeit nicht bewältigt werden konnte. Es genügte weder die Mühle in Groß-Gastrose noch die von Cockerill, um die gesamte Produktion — die von Böhme ausgenommen, da er allein walkte - bewältigen zu können.

Es ergibt sich hier eine Gelegenheit, auf das Gewerk und auf die Art wie es sich gegen den Ansturm des mächtig einsetzenden Aufschwunges zur Wehr setzte, einen Blick zu werfen. Denn insofern, als die Zunftmeister noch immer Eigentümer der alten, halbzerfallenen Walkmühle waren und die Anlage weder wesentlich verbesserten noch das Grundstück verkauften, waren sie schuld daran, daß man in Bezug auf das Walken nicht den Fortschritt machen konnte, der wünschenswert gewesen wäre. Diese alte Walkmühle, die direkt an der Stadtgrenze an der Neiße lag, bot die günstigsten Voraussetzungen, die Frage der geeigneten Walkgelegenheit zu lösen. Aber davon, für die Erfordernisse der Tuchmacherei irgend welche Einsicht zu zeigen, war das Gewerk nach wie vor weit entfernt. Es stellte sich auf folgenden Standpunkt: die Walkmühle war 1787 durch die Meister der Tuchmacherzunft von der Stadt in Erbpacht genommen worden. In jedem Jahr wurden 500 Taler an die Stadt abgeführt, um die Mühle käuflich zu erwerben. Außerdem mußten jährlich 100 Taler Pacht an die Kämmerei gezahlt werden. Das Gewerk hatte weiterhin die Verpflichtung übernehmen müssen, zu den Kosten, die im Laufe der Zeit an den Grundwasserwerken an dem Egelneißewehr und an der Stadtmühle entstanden, den 14. Teil beizutragen. Jeder neue Meister, der im Laufe der vergangenen vierzig Jahre hinzugekommen war, hatte sich verpflichten müssen, mit seinem Vermögen der solidarischen Haftung für die 600 Taler beizutreten. Der Pachtvertrag hatte die Meister, die in dieser genossenschaftlichen Organisation zusammengefaßt waren und die sie vermutlich nach Herzogs Tod auch für die Färberei

einrichteten, monatlich 500 Taler gekostet [12]). Diese Summe war erforderlich, behaupteten sie, um die jährlichen Zahlungen leisten und die Walkmühle in ordnungsgemäßem Zustand halten zu können. — Aus den Zahlungen, die die Meister des Gewerkes geleistet hatten, leitete die Zunft das Recht ab, „jetzt auch allein Nutznießer dieser Opfer, die ihre Väter gebracht haben", zu sein. Die fremden Meister, die walken lassen wollten, sollten daher mehr zahlen, und die Höhe der Beträge wollten die Meister, die Privateigentum an der Mühle erworben hatten, bestimmen [13]).

Auf diese Weise verteidigte das Gewerk seine Rechte, obgleich die Regierung sich — dem Sinne nach — auf den Standpunkt stellte, daß zumindest die Meister, die die Gebühren für das Meisterrecht an die Zunft zahlten, automatisch Rechte an der Mühle gewannen, da sie wesentlicher Bestandteil der zur Innung gehörigen Einrichtung war. Prozesse und erbitterte Klagen ließ das Gewerk über sich ergehen, ohne sich auch nur im geringsten nachgiebig zu erweisen. Die Regierung lehnte ab, sich weiterhin mit den Gubener Streitigkeiten zu befassen, und führte als Begründung an, daß sie sonst zu keiner anderen Arbeit käme. Sie schlug vor, ausschließlich die anderen Walkgelegenheiten zu benutzen. Nur eine Entscheidung traf sie: sie selbst wollte in Zukunft die Höhe der Walkgebühren für die neuhinzukommenden Meister festsetzen. Diese Be-

---

[12]) Das ist eine stark übertriebene Angabe, da weder die Wasserzufuhr für die Stadt geregelt, noch das Wehr und die Mühle in Ordnung gehalten worden waren. So ungeheuerlich hohe Summen — im Verhältnis zur Kapitalkraft der Tuchmacher — hat man in Guben für die Verbesserung des Bestehenden nie aufgewandt; das hätte dem Charakter der Tuchmacher, so wie wir ihn kennen lernten und gerade in Bezug auf Geldausgaben für notwendige bauliche Veränderungen noch kennen lernen werden, vollkommen widersprochen. — Außerdem entschuldigt das alles nicht die Höhe der Gebühren, denn, wie auch aus den Akten hervorgeht, war die Mühle im Jahr 1825 mit 20 000 Talern endgültig bezahlt. Die Aufwendungen für Schuldtilgung und Pachtzins waren also seit 1825 weggefallen. — An die Höhe dieser Summen, die die Tuchmacher angaben, glaubte übrigens auch die Regierung nicht. Sie schrieb an den Rand des Briefes, der ihr vom Gewerk zugegangen war, die skeptische Bemerkung: „Das ist zumindest nicht beweisbar".

[13]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. 1, Nr. 9471.

stimmung — sie traf in Guben 1830 ein — rief eine wahre Flut von Eingaben des Gewerkes hervor. Die Zunft sah sich des Mittels, die Meister, die nicht reich genug waren, um Fabriken einzurichten oder sich als Freimeister niederzulassen, von sich abhängig zu machen nun endgültig beraubt. Die Eingaben des Gewerkes, in denen es darum bat, auch weiterhin die Höhe der Gebühren bestimmen zu können, waren — verständlicherweise — ohne jeden Erfolg. Das einzige Mittel, das dem Gewerk blieb, bestand in der Weigerung, die Mühle zu verkaufen oder sie von anderen Meistern ausbauen zu lassen. — Im übrigen waren die Möglichkeiten der Zunft, die Entwicklung zu hemmen, vom Jahre 1830 an völlig erschöpft. Aber um auf Kosten anderer zu Geld zu kommen, fand sie noch immer Möglichkeiten. Zugunsten ihrer Kasse hatte sie die der Gesellen mit der ihren zusammengelegt. 1831 beschwerten sich die Gesellen darüber und schrieben nach Frankfurt, daß die Meister ihnen bisher darüber noch keine Rechenschaft gegeben hätten, was seit 1810 mit ihrem Gelde geschehen sei [14]). Ihre Bitte um die Erlaubnis, ihr Vermögen wieder selbst verwalten zu dürfen, wurde ihnen abschlägig beschieden. Ueber den Verbleib dieses Vermögens findet sich später in den Akten nichts mehr. Auch bei der Aufhebung des Zunftzwanges in Guben im Jahre 1845 und bei der Liquidierung der Innungsvermögen ist nichts mehr von diesem Gelde der Gesellen erwähnnt worden.

Dieser Rückblick mag genügen, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie lange es währte, bis sich die Möglichkeiten für das Gewerk, seine alte Machtstellung zu behaupten, erschöpften. Es braucht von nun an auf die Rückläufige Entwicklung der Zunft bis zu ihrer gesetzlichen Aufhebung im Jahre 1845 nicht mehr eingegangen zu werden, da praktisch keine Wirkung auf das weitere Geschehen von ihr ausging.

[14]) Im Jahre 1810 wurde durch Gesetz in ganz Sachsen angeordnet, daß die Gesellenladen verkauft und die Brüderschaften aufgehoben werden mußten. Auch die Siegel und Artikulare wurden veräußert; der Erlös daraus ging wie das übrige Vermögen der Gesellen in die Verwaltung der Meister über. (Preuß. Geh. Staatsarchiv. Pr. Br. Rep. 3 B. 1. Abt., Akta Nr. 9479).

Wir kehren jetzt zur Geschichte der fabrikmäßig und maschinell betriebenen Tuchmacherei zurück. — Im Jahre 1828 übersandte das Ministerium des Inneren an Böhme eine neue englische Spinnmaschine: eine „vertical spinning frame". Böhme hatte sie in England gebrauchen gelernt. An dieses Geschenk knüpfte die preußische Regierung ihre üblichen Forderungen: Böhme mußte sie acht Jahre in Gang halten und jeden Inländer, der sie kennenlernen wollte, in ihrem Gebrauch unterweisen. — Im selben Jahr erhielt Böhme eine Einschlagspulmaschine, eine Kettspulmaschine und einen Weberschützen. Den Sohn Böhmes holte man nach Berlin und ließ ihn im Gewerbeinstitut ausbilden. Er mußte dort vor allem die Bedienung der Kratzmaschine kennenlernen und dem Vater wurde nahegelegt, sie zu kaufen. 1829 mußte Böhme Bericht erstatten, wie sich die neue Spinnmaschine bewähre und ob er die Kratzmaschine gekauft habe. Er teilte mit, daß die Spinnmaschine sich als sehr leistungsfähig erweise, und daß er im Besitz der Kratzmaschine sei.

Der Magistrat schrieb 1830 nach Berlin, daß Guben sich zu einer Industriestadt emporgeschwungen habe, die, was ihre Bedeutung anbelangt, an zweiter Stelle im Regierungsbezirk stehe. (An erster Stelle stand vermutlich Kottbus.) Man habe, rühmte der Magistrat, in Guben eine neue und sonst unbekannte Art des Webens eingeführt: man bilde auf besonderen Maschinen größere Spulen. Auch die Appretur habe sich jetzt in Guben eingeführt, und man sei von Anfang an daran gegangen, mit verbesserten Methoden zu arbeiten. Die Anlagen Cockerills seien vergrößert worden und man mache sie jetzt endlich wirklich nutzbar. Außerdem habe Guben die einzige große Wollsortieranstalt im Bezirk. Vom Absatz, auf den wir allerdings erst später kurz eingehen werden, wurde mitgeteilt, daß er sich, obgleich er schon in den letzten Jahrzehnten unter sächsischer Herrschaft nach Süddeutschland gut gewesen sei, sich jetzt dahin noch weiter verbessert habe. Man beginne auch wieder die alten traditionellen Beziehungen zum Osten — besonders zu Polen — aufzunehmen, nachdem man solange darauf hatte verzichten müssen. — Die Fabrik von Böhme habe sich in knapp zehn Jahren so

vergrößert, daß jetzt mehr als das Doppelte hergestellt werde und die Wasserkraft, die der Fabrik zugeleitet werde, betrage jetzt — man kann das ohne Uebertreibung sagen — 15 bis 20 Ps. Böhme sei jetzt im Besitze von zwei Zylindermaschinen, zwei Swift'schen Maschinen, sechs Cockerill'schen Schermaschinen, zwei Rauh-, zwei Bürsten- und zwei Spulmaschinen; alle Maschinen seien ununterbrochen in Gang.

Zwei Jahre später, im Jahre 1832, erfuhr eine alte Streitfrage ihre endgültige Lösung[15]). Die Vorgeschichte, die in das Jahr 1818 fällt und anscheinend die Anteilnahme der Mehrheit der Gubener Bürger erregte, sei hier näher ausgeführt. Wir werden daran das erkennen, was schon früher angedeutet wurde, nämlich, daß nichts die Tuchmacher bewegen konnte, auch nur die notwendigsten baulichen Verbesserungen auf ihre Kosten durchzuführen. — Hatten sie sich an die neue Betriebsform der kapitalintensiven Maschinenarbeit erstaunlich schnell gewöhnt, so war ihre Wirtschaftsgesinnung, die innere Einstellung zu ihren eigenen Handlungen, keineswegs im gleichen Maße umstellungsfähig: sogar die fortschrittlichen Tuchmacher blieben bei dem zünftlerischen Prinzip der Sparsamkeit. Diese Sparsamkeit der Gubener wird hier deshalb als zünftlerische charakterisiert, weil man — genau wie die Zünfte es taten — vom Sparen in Guben auch dann nicht abging, wenn es sich um Aufwendungen für Verbesserungen von Anlagen handelte; wenn es also darum ging, die Produktivität zu steigern, wodurch andererseits eine bedeutend höhere Gewinnerzielung als früher aus den Anlagen ermöglicht wurde. Wir charakterisierten das Sparen, wenn schlechthin und prinzipiell daran festgehalten wurde, als typisch für die Epoche des Frühkapitalismus. Für den bürgerlichen Unternehmer des 19. Jahrhunderts dagegen gilt, daß er zwar auch sparsam war, daß er aber Aufwendungen für produktive Zwecke nicht scheute, weil er eine solche Sparsamkeit als vernunftwidrig erkannte. Obgleich von produktiven Aufwendungen im Sinne des eben Ausgeführten in unserem Falle nicht gesprochen werden kann,

[15]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. I, Nr. 9417, 2.

handelt es sich hier doch um Ausgaben, die, weil sie für die Förderung des Gemeinwohles notwendig waren, als dringend erforderlich erscheinen mußten.

Der Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen den Tuchmachern und der Stadt war der Waschplatz, an dem die Unreinlichkeiten aus den von der Walke kommenden Tuchen entfernt wurden. Im Jahre 1818 war den Tuchmachern von der Stadt das Verbot zugegangen, ihre Tuche und Wolle im Inneren der Stadt oberhalb der Neißebrücke zu spülen, da der „Physikus" die Ansicht vertrat, daß der Genuß des Wassers, in dem Tuche und Wolle gespült werden, ungesund sei. Die Tuchmacher sollten den alten Platz verlassen oder einen hölzernen Kanal von der Neiße ableiten, damit das Eindringen des Schmutzes in den Flußlauf vermieden wurde. Die Tuchmacher waren keineswegs gewillt, dieser Aufforderung nachzukommen. Mit dem Waschplatz und dem Schmutz in der Neiße verhielt es sich folgendermaßen: Es waren unterhalb des Platzes für die Woll- und Tuchwäsche Röhren in die Neiße gelegt, um den „Kunstgraben", von dem die Wasserleitungen abgezweigt waren, mit der Neiße zu verbinden. In diese Röhren floß nun das Wasser, in dem die Tuchmacher gewaschen hatten. Ein Bäcker erklärte, er habe mal rotes, mal blaues Wasser in der Leitung. Die Tuchmacher protestierten empört gegen die Zumutung, ihren Waschplatz wegen der Verleumdung des Bäckers oder wegen eines plötzlichen Einfalles des Physikus zu verlegen. Es sei, sagten sie, ihr jahrhunderte-altes Recht, dort zu waschen, und sie würden auch weiterhin darauf bestehen. Sollte die Stadt dem Physikus nachgeben wollen, so solle sie selbst einen Kanal anlegen, für dessen Kosten sie aber allein aufkommen müsse. — Dagegen verwahrte sich nun wieder der Magistrat, indem er die unbestreitbar richtige Tatsache hervorhob, daß er das Wasser ja nicht schmutzig mache und daß im übrigen die Reserven der Stadtkasse nach dem letzten furchtbaren Orkan für die Wiederinstandsetzung vieler beschädigter Gebäude eingesetzt und völlig verbraucht worden seien. Trotz des Sträubens der Tuchmacher befahl die Stadt, daß sie ihren Waschplatz, der 100 Schritte oberhalb der Neißebrücke lag, verlassen und 220 Schritte unterhalb

der Brücke waschen sollten. Da sie im Falle der Weigerung dazu gezwungen worden wären, den Kanal zu bauen, erklärten sie sich letztlich damit einverstanden, obgleich, wie sie betonten, der Platz von der Neustadt, wo die meisten Tuchmacher wohnten, sehr weit entfernt und darum unbequem sei. — Auch von dem neuen Waschplatz wurden sie bald vertrieben: Ein Fischer wandte ein, daß ihm alle Fische sterben, seitdem die Tuchmacher dort waschen. Es wurde ihnen jetzt eine Stelle zugewiesen, die noch weiter — nämlich 265 Schritte — unterhalb ihres ursprünglichen Waschplatzes lag. Das war ihnen sehr lästig. Sie beantragten, zu ihrem alten Platz zurückkehren zu dürfen, und trösteten die unruhig gewordene Allgemeinheit dadurch, daß sie sagten, der Schmutz verteile sich ja in der Neiße und also auch in den Röhren, die das Neißewasser den Leitungen zuführten. Noch besser würde sich allerdings der Schmutz verteilen, wenn sie etwas oberhalb ihres ursprünglichen Platzes wüschen, wozu sie sich hiermit bereit erklärten. Die Stadtväter schickten sie zu den Spülplatz der Gerber (an der jetzigen Schützenhaus-Brücke). Aber auch dort schätzte man ihre Anwesenheit nicht sonderlich; die Gerber verbaten sich die Wollwäsche mit der Begründung, daß ihre Arbeit gänzlich verdorben würde. Nun verließ die Tuchmacher die Geduld. Sie sagten, daß man von Seiten der Stadt noch nichts dagegen vorgebracht habe, daß unmittelbar oberhalb der Röhren ein Rinnstein in die Neiße mündet, in den die Färber ihre Kübel ausgießen und auch sonst allerlei Schlacken tun. Deshalb haben sie ein Recht, auf die Sauberkeit der Neiße ebenfalls keine oder doch nur beschränkte Rücksicht zu nehmen. Im übrigen, meinten die Tuchmacher, diene das Wasser auch gar nicht zum Trinken, sondern zum Kochen und Bierbrauen. Zum Trinken habe man das Brunnenwasser und zum Kochen und Bierbrauen setze man keine absolute Sauberkeit des Wassers voraus. — Da außerdem Cockerill zwei Waschplätze forderte, weil das Maschinenspinnen eine noch bedeutend sorgfältigere Waschung der Wolle erforderte als das Handspinnen, hinderte man die Tuchmacher nicht mehr, an ihren ersten Waschplatz zurückzukehren. Dadurch wurde der Magistrat von einer Sorge befreit, die

größer war als der Aerger über die Tuchmacher: Durch die Langwierigkeit des Streites[16]) und durch die Offenheit, mit der er von den Parteien ausgetragen wurde, wurden die Bürger angeregt, von sich aus Vorschläge zu machen. Sie rieten der Stadt, einen Kanal zur Ableitung des Trinkwassers zu bauen. Und dieser Vorschlag war dem Magistrat so wenig erwünscht, daß er lieber von einer weiteren Auseinandersetzung absah, um sich nicht der Gefahr, den Kanal bauen zu müssen, auszusetzen. — Fünf Monate wuschen die Tuchmacher wieder unbehelligt an ihrem alten Platz, ohne daß die Frage, wie das Wasser rein zu halten war, geklärt wurde. Endlich ordnete die Regierung, die diesen Zustand nicht länger mit ansehen wollte, die Verlängerung der Röhren bis oberhalb des Waschplatzes der Tuchmacher an. Der Magistrat wehrte sich dagegen und fragte angstvoll in Berlin an, wer die Kosten, die sich auf ungefähr 54 Taler beliefen, tragen sollte. Die Regierung schlug vor, daß der Staat den Bau bezahlen würde und daß Guben das Holz dazu aus der Heide liefern sollte. Der Magistrat war einverstanden, aber der Bürgermeister verweigerte die Holzlieferung. Der Staat machte den unhaltbaren Zuständen ein Ende, indem er den gesamten Bau auf eigene Rechnung (aus Mitteln aus dem Etat für gewerbliche Zwecke) ausführte.

Nachdem der Streit um den Waschplatz auf die Weise, daß der preußische Staat nicht nur den Bau bezahlte sondern auch das Holz lieferte, beendet worden war, (Der Staat hatte dafür 100 Taler bezahlt), wandte man sich wieder der Walkmühle und den damit zusammenhängenden noch immer nicht völlig geklärten Frage zu.

Da war die Walkmühle des Cockerill, dem 1821 durch den Grafen Bülow vom Ministerium 2000 Taler zur Anlegung seiner niederländischen Walkmühle übersandt worden waren. Für diese Mühle hatte der Staat ein besonders großes Interesse[17]). Immer wieder waren Anfragen von der Regierung gekommen, wie weit der Bau sei und ob er, nachdem er zu klein angelegt worden war, ver-

[16]) Wir befinden uns jetzt schon im Jahre 1830; der Streit begann, wie wir sahen, im Jahre 1818.

[17]) Preuß. Geh. Staatsarchiv, Pr. Br. Rep. 3 B, Abt. I, Nr. 9417, 2,

größert oder an einer anderen Stelle neu errichtet worden sei. Die verschiedensten Antworten waren erfolgt; keine war befriedigend ausgefallen. Die Regierung, die über die Herauszögerung einer klaren Stellungsnahme sehr ungehalten war, beschuldigte Cockerill der Erlahmung seiner Energie. Auch die Tuchmacher in Guben klagten, Cockerill habe nur seine Spinnerei im Kopfe und das staatliche Geldgeschenk habe er dazu verwandt, in Sommerfeld, wohin die Regierung schon 3000 Taler geschickt hatte, eine Walkmühle zu bauen. Cockerill selbst erklärte, daß er die Walke in Gang gesetzt habe. Sie sei sehr gut, sagte er, und er habe zwei niederländische Walker gehabt, aber die Gubener machten keinen Gebrauch von seiner Walkmühle. Deshalb habe er die Walker entlassen und die Mühle schließen müssen. Cockerill führte aus, daß er, um die Frage endgültig zu lösen, die Stadtmühle gekauft habe und sie zur Walkmühle auszubauen gedenke. (Es handelt sich hier nicht um die Mühle des Gewerkes). Er wolle den Ausbau aber nur dann vornehmen, betonte er, wenn die Gubener sich bereit erklärten, bei ihm walken zu lassen; offenbar taten sie es, denn er baute die Mühle aus. Diese Lösung war die beste. Die Stadt, das Gewerk und die Fabrikanten konnten sich über eine andere Regelung nicht einigen. Das Gewerk, das im Besitze des Kupferhammers war, wollte seinen Meistern erlauben, ihn zur Walkmühle auszubauen. Dagegen protestierte die Stadt und ordnete an, daß der Kupferhammer als solcher bestehen blieb. Die Meister der Zunft hatten außerdem kein Geld und forderten, daß man ihnen Holz aus der Gubener Heide unentgeltlich liefere. Die schlechten Erfahrungen aber, die nicht nur die Stadt sondern auch die Tuchmacher mit dem Gewerk gemacht hatten, veranlaßten sie, einmütig, diesen Vorschlag abzulehnen. Andererseits war das Wasser des „Fließes", an dem der Kupferhammer liegt, zum Walken besonders günstig. — 1835 wurde eine neue Walkmühle dort gebaut; es entstand die Walkmühle am „Schwarzen Fließ". Ob sie aus Mitteln der Zunft erbaut wurde — das erscheint allerdings sehr unwahrscheinlich —, oder ob die Stadt sie bauen ließ, geht aus den Akten nicht hervor. Nur soviel ist zu erkennen, daß jetzt genügend Möglichkeiten

zum Walken bestanden. Die Fragen der technischen Gestaltung des Produktionsprozesses waren damit im wesentlichen nicht nur für die Gegenwart sondern auch für die zukünftige Wirtschaftsepoche gelöst. Allerdings erforderte die kommende Zeit noch viele Neuerungen und technische Verbesserungen; denn das 19. Jahrhundert war nicht nur das Jahrhundert der Erfindungen für die neuen, auf anorganischen Grundstoffen basierenden, sondern auch für die alten, auf organischen Materialien aufgebauten Industrien[18]). Aber die grundsätzlichen Erfordernisse einer Neuorganisation der Gubener Tuchmacherei — sie war notwendig, um die Erfindungen der kommenden Zeit überhaupt nutzen zu können — war jetzt erfüllt.

Anders stand es — wie wir schon sahen — um die Einstellung der Tuchmacher zu der Wirtschaftsweise, die, zu bejahen die Not sie gelehrt hatte und die anzuwenden, der preußische Staat ihnen ermöglicht hatte. Es ist nicht zu verkennen, daß sich insofern eine Wandlung ihres Denkens vollzog, als sie, wie wir schon feststellten, durch den preußischen Protektionismus dazu ermutigt wurden, eine Ausweitung der quantitativen Erzeugung zu wagen, wie sie der Dynamik der neuen Technik entsprach. Außerdem hatten die Tuchmacher gelernt, die wirtschaftliche Entwicklung zu erkennen und zu werten. In anderer Beziehung allerdings, in der der Staat weniger erzieherisch wirkte, war von fortschrittlichen Tendenzen wenig zu merken. Das betrifft im besonderen die Art des Sparens der Tuchmacher, wie sie schon eingehend geschildert wurde. Das betrifft weiterhin die technische Führung der Fabriken von der kaufmännischen Seite her gesehen: Noch bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts behalfen sich die Fabrikanten mit der denkbar primitivsten Buchführung. Die täglichen Ausgaben für Wolle und Farbstoffe und die täglichen Einnahmen aus dem Verkauf von Tuchen wurden mit Kreide an die Tür geschrieben. Von Zeit zu Zeit und sehr unregelmäßig nahm man eine Vermögensaufstellung auf Zetteln vor. Wenn die Geschäftslage besonders günstig oder ungünstig war, fügte man den Gewinn oder

[18]) Es wurde z. B. im Jahre 1834 von Runge das synthetische Verfahren der Anilinfarbenherstellung aus Steinkohlenteer erfunden.

den Verlust, ohne beides in einen systematischen Zusammenhang mit der Vermögenslage zu bringen, dieser Aufstellung[19]) an. Obgleich eine unsystematische Rechenschaftslegung, die der Unternehmer auf Zetteln oder überhaupt nicht schriftlich vornahm, mit einer gewissen Gefahr verbunden war — auch für die damals noch verhältnismäßig keinen Betriebe[20]) gilt das —, erwuchsen erstaunlicherweise aus dieser Art der kaufmännischen Leitung der Fabriken keine Nachteile; das Wort eines Gubener Fabrikanten läßt es deutlich erkennen. Er sagte, als man ihn einmal in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts einen Vorwurf wegen mangelnder Ordnung machte, es sei nicht nötig, alles aufzuschreiben, „es werde auch so immer mehr". Obgleich diese Willkür des technisch-kaufmännischen Verfahrens keineswegs bejaht werden soll, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß durch sie keine sichtbaren Nachteile entstanden, sondern daß sogar ein besonders günstiger Umstand durch sie bedingt war: Die Gubener Tuchfabriken blieben Einzelunternehmungen, da eine Versachlichung und Entpersönlichung, also die Vorstufe zur Kapitalgesellschaft, nicht eintreten konnte. Sombart sagt, daß die tiefere Ursache für die Einführung der doppelten Buchführung das rationalistisch ausgerichtete unpersönliche Streben der Unternehmungen nach „der Vermehrung der quantitativ erfaßten Wertbeträge" war; er sagt weiter, daß die Geschäftsführung durch die doppelte Buchführung von der Person des Unternehmers gelöst wurde, daß sie sich verselbständigte und mechanisierte[21]). Und hier liegt der eigentliche Grund für das, was eben behauptet wurde: Eine Verselbständigung der kaufmännischen Seite der Betriebe konnte deshalb nicht erfolgen, weil alle Funktionen der Gesamtleitung bei dem Unternehmer vereinigt blieben, weil die Art der Organisa-

[19]) Vgl. die Vermögensaufstellung in der Anlage auf S. 108.

[20]) Unter Betrieb ist in unserem Zusammenhange nicht die technische Einheit, die der organisatorischen Einheit (Unternehmung) gegenübersteht, zu verstehen; denn, da Betrieb und Unternehmung in Guben zusammenfielen, gebrauchen wir beide Bezeichnungen als Oberbegriff.

[21]) Sombart, S. 119 ff., Bd. II, 1, Halbbd.

tion, der Umfang der Produktion und die Gestaltung des Absatzes unmittelbarer Ausfluß seines Willens und seiner persönlichen Handlungsweise war. — Als in den 70er Jahren die doppelte Buchführung auch in Guben allgemeine Verbreitung fand, als sich dadurch die Geschäftsführung der Produktion gegenüber zu einer gewissen Selbständigkeit hin entwickelte, war die Unternehmung in sich zu einer Einheit zusammengefügt; diese Einheit fand ihren sichtbaren Ausdruck in der Persönlichkeit des Unternehmers, der gleichzeitig Fachmann und Kaufmann war und deshalb Produktionsleitung und Geschäftsführung in seinen Händen zu vereinen vermochte. Diese Unternehmer bestimmten die Form der Betriebe: es gab nur Einzelunternehmungen; diese Form hat sich bis heute erhalten. Noch in der Gegenwart ist der einzelne Fabrikant Kapitalgeber, Unternehmungsleiter und Risikoträger. Es ist das Besondere an der Entwicklung der Gubener Tuchindustrie, daß sich weder Personal- noch Kapitalgesellschaften herausgebildet haben. Immer noch gibt die Unternehmungsform der Frühzeit der hochkapitalistischen Epoche [22]), die Einzelunternehmung, der Tuchfabrikation das charakteristische Gepräge.

Wir kommen jetzt zu einer kurzen Schilderung der Absatzverhältnisse. Darüber ist bisher noch nichts berichtet worden, weil das eigentlich Neue, das die preußische protektionistische Herrschaft [23]) für Guben brachte, die

[22]) Die hochkapitalistische Epoche läßt Sombart in der Mitte des 18. Jahrhunderts (1760) beginnen. (Sombart, S. XI, Bd. III 1, Halbbd. 1927). Nach Ansicht Naumanns begann sie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts (Sombart, S. XII, Bd. III, 1. Halbbd. 1927). — 1927). — Auf jeden Fall läßt es sich vertreten, daß man das erste Drittel des 19. Jahrhunderts als die Frühzeit des Kapitalismus in Deutschland bezeichnen kann.

[23]) Unverkennbar war die Gewerbepolitik Preußens, so wie wir sie in Guben kennenlernten, ausgesprochen merkantilistisch. Obgleich Kraus in seinen berühmten Vorlesungen 1788—95 — Theodor v. Schön schrieb sie in den Kollegs mit — die Freihandelslehre von Smith popularisierte, fanden diese Ideen in der praktischen Politik im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts keinen Niederschlag. Es kommt hinzu, daß auch Kraus im preußischen Kameralismus wurzelte, und daß der Liberalismus an den Hochschulen Preußens noch auf keinen fruchtbaren Boden fiel. — Brinkmann schreibt (S. 21 f.), daß man einen Gegensatz

Wandlung des Handwerkers zum Fabrikanten und die innerbetriebliche Reorganisation der Tuchmacherei war.

Ueber den Absatzweg der Tucherzeugung in den Jahren 1815 bis 1845 ist in den Quellen nur das gesagt, was schon angedeutet wurde: die Tuche wurden hauptsächlich nach Polen, woher auch ein großer Teil der Wolle kam, und nach Süddeutschland versandt. Wir finden die Behauptung, daß die Tuche nach Süddeutschland gingen, in noch erhaltenen alten Geschäftsbriefen bestätigt. Von Lieferungen nach Polen dagegen wird in ihnen nichts erwähnt. München und Leipzig sind die beiden Städte, zu denen Guben in regen Beziehungen stand. Daß der Export nach Polen zwar möglich gewesen ist, aber doch mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, läßt sich an der handelspolitischen Lage Preußens nachweisen. Denn das Aufhören der Vorzugsbehandlung französischer und sächsischer Textilwaren in Polen begünstigte zwar die preußische Einfuhr [24]), aber andererseits erschwerte die Unordnung der Zolltarifgesetzgebung die Durchführung des Handels mit Polen [25]). Durch einen Vertrag im Jahre 1815 war immerhin eine Regelung geschaffen, die wenigstens von polnischer Seite aus einen festen Einfuhrzoll von 10 % auf Wollwaren vorsah. Durch den russischen Friedenstarif von 1816 wurde die Tucheinfuhr nach Rußland fast gänzlich unterbunden. Und gerade auf sie hatte Preußen im Interesse der ostdeutschen (preußischen) Textilgewerbe gehofft. Rußland belegte das Tuch mit einem Einfuhrzoll von 125 Rtlr. für den Zentner [26]) und verbot außerdem den Transithandel nach China. Allerdings wurde das Transitverbot nach China 1818 aufgehoben, und der Handel nach China,

---

zwischen der vorwiegend theoretisch-freihändlerisch denkenden Diplomatie und den protektionistisch und national empfindenden Innenbehörden festgestellt habe und daß man diese Unterscheidung tatsächlich bedingt treffen könne. Es kommt im Zusammenhange mit unseren Untersuchungen darauf an, die Behauptung, daß die Innenbehörden am merkantilistischen Protektionismus festhielten, noch einmal ganz allgemein zu unterstreichen. Denn durch diesen Protektionismus wurde Guben zum Standort einer bedeutenden Tuchindustrie.

[24]) Brinkmann, S. 58.

[25]) Brinkmann, S. 57.

[26]) Brinkmann, S. 59.

der in besonders starkem Maße von den Messen in Naumburg[27]) und Frankfurt a. O. seinen Ausgang nahm — er wurde dann über Warschau und Rußland geleitet —, blühte auf. Daß auch Guben auf diesem Wege Tuch exportierte, ist mit Sicherheit anzunehmen, da, der mündlichen Ueberlieferung nach, Frankfurt a./O. und (Preußisch-) Naumburg die Messen waren, die Guben, nachdem es zu Preußen gekommen war, besuchte. 1819 wurden sogar in Petersburg und Moskau preußische Tuchniederlassungen, die den Handel nach China vermittelten, errichtet.

Wenn wir uns den Absatzmöglichkeiten in Deutschland zuwenden — auf Frankreich und England einzugehen, erübrigt sich, da beide Länder bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hohe Schutzzölle hatten[28]), die besonders gegen Preußen gerichtet waren — wenn wir also die Möglichkeiten für die Ausfuhr der Gubener Tuche nach den deutschen Ländern betrachten, so müssen wir feststellen, daß sie nicht besonders günstig waren. Sachsen ergänzte 1823 seine alte innere Generalakzise durch eine Grenzakzise; diese Akzise traf vor allem die nahen preußischen Tuchfabrikstädte[29]), also auch Guben, dessen Meßverkehr nach Leipzig dadurch sehr erschwert wurde. Eine gewisse Spannung Preußens zu den übrigen deutschen Ländern trat dadurch ein, daß, auf Grund der Darmstädter Konferenzen von 1820 23 ein süddeutscher Zollzusammenschluß zwischen Baden, Bayern und Württemberg erfolgte, dem auch Sachsen nicht fernstand. Es wurden die gegenseitigen Handelsverhältnisse der süddeutschen Territorien geordnet; Preußen stand abseits. Erst mit der Schaffung des deutschen Zollvereins (1834) ließ der starke wirtschaftliche Druck, den die deutschen Nachbarländer auf

[27]) Im übrigen wurde Naumburg durch Sachsen sehr bedrängt, denn Leipzig hatte Winkelmessen für die nach Preußen zu schmuggelnden englischen Waren errichtet und zog dashalb den Handel von Naumburg an sich. (Brinkmann, S. 133).

[28]) Sombart gibt an (Sombart, S.. 61, Bd. III. 1. Halbbd. 1927), daß England 1840 völlig, Frankreich in den 1850er Jahren gemäßigt zum Freihandel überging. Bis dahin schützten beide Länder ihre Industrien durch Prohibitivzölle.

[29]) Brinkmann, S. 132.

Preußen ausübten, indem sie die Ausfuhr preußischer Tuche erschwerten, nach. Bis zum Jahre 1834 mag sich deshalb der Export hauptsächlich nach Polen und über Polen und Rußland nach China ausgerichtet haben; die Vermittlung der Tuchausfuhr lag den Messen ob. — Der Gubener Export nach den deutschen Ländern — besonders nach München und Leipzig — konnte erst nach 1834 jenen Aufschwung nehmen, auf den wir, den Geschäftsbüchern eines Gubener Fabrikanten nach, schließen müssen. Die Standarderzeugnisse der Industrie waren 8/4 breite feine Tuche in schwarzer, blauer und russisch-grüner Farbe.

Während Guben noch im ausgehenden 18. Jahrhundert vorwiegend grobe und mittlere Tuche von geringer Qualität herstellte, hatte es sich in der kurzen Zeit, in der es unter preußischer Herrschaft stand, völlig auf die Fabrikation der feinen Tuche umgestellt[30]), denen die Gubener Industrie der Gegenwart ihren Weltruf verdankt.

[30]) Aus den Geschäftsbriefen des Privatarchivs des Tuchfabrikanten Herrn Ernst Lehmann-Bärenklau, geht hervor, daß die Umstellung auf die Anfertigung feiner Tuche im wesentlichen bis zum Jahre 1850 vollzogen war..

Anhang.

... . . Am 21.. Juli 1845 berechnete ich mein Vermögen folgendermaßen [31]):

Wolleinkauf beträgt:	11745	Taler
Von der Messe 16 Stück Tuche ca.	500	„ zurück gebracht
Alte Wolle in Arbeit ca.	1500	„
Von H. F. Conti in Görlitz:	500	„ zu erhalten.
Lewin Israel geliehen:	422	„ am 4. Juli.
Herrn Fellenberg geliehen:	250	„ am 4. Juli.
Herrn Weckwert geliehen:	100	„
Herrn Koppenheimer geliehen:	155	„
Herrn Lehmann, Neustadt a./D.	179½	„
Gebr. Franke, Landsberg:	68	„
Herrn Leichtentritt:	20	„
In der Sparkasse:	200	„
Zimmermann Loocke ist mir schuldig:	62½	„
H. Gutmann in Bayreuth:	102	„ Guthaben.
Leichte Garne	100	„
Wohnhaus, Einrichtung u. Werkzeuge	4500	„
Alter Kessel und Vorräte:	100	„
Ein halber Neißeberg:	500	„
	21005	Taler
	1750	Taler
Endvermögen:	21255	Taler

Hiermit Schulden:

In Berlin in der Bank:	950 Taler	Johannes 4 Tlr.	Michaelis 4 Tlr.
Großmuttern:	800 „	Neujahr 16 Tlr.	Ostern 4 Tlr.
	1750 Taler		32 Taler Zinsen.

[31]) Privatarchiv des Tuchfabrikanten Herrn Ernst Lehmann-Bärenklau.

Literaturverzeichnis.

Benutzt wurden die Akten des: „Preußischen Geheimen Staatsarchivs" in Berlin-Dahlem, des Lübbener „Ständischen Archivs", des Luckauer „Stadtarchivs" und des Gubener „Stadt-Archivs".

Auer, „Aktive und passive Verbundenheit der Stadt Breslau mit der deutschen Volkswirtschaft". Breslau, 1928.

Beckmann, „Beyträge zur Geschichte der Erfindungen". Leipzig, 1782/88.

Below, v., „Probleme der Wirtschaftsgeschichte". Tübingen, 1920.

Brinkmann, „Die preußische Handelspolitik vor dem Zollverein". Berlin, Leipzig, 1922.

Bücher, „Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte". Tübingen, 1922.

Bücher, „Die Entstehung der Volkswirtschaft". Tübingen, 1893.

„Chronik des Johann von Guben". Lusat. Bd. I in „Jahrbücher des Zittauischen Stadtschreibers Johann v. Guben und einiger seiner Amtsnachfolger". Görlitz, 1839.

Erhardt, „Erfurt und seine Umgebungen". Erfurt, 1925.

Ernstberger, „Wallenstein als Volkswirt im Herzogtum Friedland", in „Prager Studien aus dem Gebiet der Geschichtswissenschaft". Reichenberg i./B., 1929.

Fechner, „Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien, 1741—1806". Breslau, 1907.

Fischbach, „Historische, politische, geographische, militärische und statistische Beyträge die preußischen und benachbarten Staaten betreffend". Dessau, 1781.

Gander, „Die Chronik von Guben". Guben, 1929.

Haake, „August der Starke". Dresden, 1927.

Häpke-Wiskemann, „Wirtschaftsgeschichte". Leipzig. Bd. I 1922, Bd. II 1933.

Hasse, „Geschichte der Leipziger Messen". Leipzig, 1885.

Heller, „Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert". Dresden, 1884.

Hesse, „Grundriß der politischen Ökonomie". Teil: „Volkswirtschaftspolitik". 11. Aufl. Jena, 1930.

Heyd, „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter". Stuttgart, 1879.

Hieke, „Literatur zur Geschichte der Industrien in Böhmen". Prag, 1893.

Hildebrand, „Zur Geschichte der deutschen Wollenindustrie", in: „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik". Bd. VI u. VII. Jena, 1866.

Hinrichs, „Die Wollenindustrie in Preußen unter Friedrich II". In: „Acta Borussica". Berlin, 1933.

Hintze, „Historische und politische Aufsätze". Berlin 1909.

Hübsch, „Versuch einer Geschichte des böhmischen Handels". Prag, 1849.

Jecht, „Beiträge zur Geschichte des ostdeutschen Waidhandels und Tuchmachergewerbes". Görlitz, 1923.

Juritsch, „Handel und Handelsrecht bis zur Hussitischen Revolution". Leipzig, Wien, 1907.

Kloeden, „Beiträge zur Geschichte des Oderhandels". Berlin, 1848.

Knothe, „Geschichte des Tuchmacherhandwerkes in der Oberlausitz". Dresden, 1883.

Kober, „Die Anfänge des deutschen Wollengewerbes". Berlin, Leipzig 1809.

Krüger, „Die Geschichte der Stadt Kottbus". Kottbus, 1930.

Lamprecht, „Dertsche Geschichte". Bd. I, 1. Hälfte, Berlin, 1921.

Lehmann, „Aus der Vergangenheit der Niederlausitz". Kottbus, 1925.

Lehmann, „Die Lausitz im Zeitalter der ostdeutschen Kolonisation". Senftenberg, 1923.
Lehmann, „Geschichte des Markgraftums Niederlausitz". Dresden, 1937.
Lehmann, „Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 im Rahmen der Landesgeschichte". Berlin, Leipzig, 1930.
Lehmann, „Die Lausitz in den Hussitenkriegen". Kottbus, 1922.
Liersch, „Kottbus in Krieg und Frieden, 1713 bis 1815". Kottbus, 1933.
Lincke, „Die sächsische und altenburgische Landwirtschaft". Bd. I. Leipzig, 1843.
Loocke, „Chronik von Guben". Görlitz, 1803.
Lorenz, „Die Geschichte des Rochlitzer Tuchmacherhandwerkes". Leipzig, 1906. (Diss.)
Matschoß, „Friedrich der Große als Beförderer des Gewerbefleißes". Berlin, 1912.
Müller, „Die Umwandlung der Niederlausitzer Kulturlandschaft seit 1850". Halle, 1935.
Mundt, „Die Heer- und Handelsstraßen der Mark Brandenburg". Berlin, 1932.
Musäus, „Die Leinenindustrie der Niederlausitz". Halle, 1923. (Diss.)
„Neues Lausitzisches Magazin". Hrsg. W. Lippert. Jahrg. 58, Görlitz, 1882.
„Niederlausitzer Mitteilungen". Zeitschr. der „Niederlausitzer Gesellschaft". Erscheint in Guben.
Nießen, van, „Städtisches und Territoriales Wirtschaftsleben im märkischen Odergebiet", in „Forschungen zur brandenburgischen Geschichte". Bd. 16, 1. Hälfte, Leipzig, 1903.
Philippi, „Die Messen der Stadt Frankfurt". Frankfurt a. O., 1877.
Priebatsch, „Der märkische Handel am Ausgang des Mittelalters". Berlin, 1892.
Priebatsch, „Die Hohenzollern und die Städte der Mark", Berlin 1892.
Quandt, „Die Niederlausitzer Schafwollindustrie". Leipzig, 1895.
Rachel, „Berliner Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus", in „Acta Borussica, Bd. II, 2. Hälfte. Berlin, 1931.
Rachel, „Die Handels- und Akzisepolitik Preußens". Berlin, 1911.
Reinhardt, „Kulturgeschichte der Nutzpflanzen". München, 1911.
Riewaldt, „Die Entwicklung der Textilindustrie in der Zeit des deutschen Zollvereins". Frankfurt, 1933. (Diss.)
Schäfer, „Deutsche Geschichte". Bd. II. Jena, 1932.
Schmoller, „Die Straßburger Tucher- und Weberzunft". Straßburg, 1879.
Schmoller, „Studien über die wirtschaftliche Politik Friedrichs des Großen". Leipzig, 1884.
Schweinitz, von, „Geschichte im Raum". Berlin, 1936.
Sombart, „Der moderne Kapitalismus". Berlin, Leipzig. 1924.
Standke, „Heimatkunde der Niederlausitz für Schule und Haus mit besonderer Berücksichtigung von Forst und Umgegend". Sorau, 1923.
Stoeven, „Der Gewandschnitt in den deutschen Städten des Mittelalters". Berlin, Leipzig, 1915.
Straßburger, „Geschichte des Leipziger Tuchhandels bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts". Leipzig, 1915. (Diss.)
Thille, „Zur Ehrlichmachung der sächsischen Leineweber", in: „Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde". Dresden, 1906.
Warburg, „Die Pflanzenwelt". Bd. I, II. Leipzig, Wien, 1913.
Weber, „Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrien in Böhmen". Hersg. vom „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. „Vortrag. Prag, 1893.
Weber, „Reine Theorie des Standortes". Tübingen, 1909.
Zimmermann, „Historische Entwicklung der märkischen Städteverfassung". Berlin, 1837/38 u. 1840.
Plage, „Frankfurt a. d. Oder wie es war und wurde". Frankfurt, 1928.

Lebenslauf.

Am 17. Januar 1911 wurde ich als Tochter des Staatsanwaltschaftsrates Hauptmann d. L. Gerhard Thoß und seiner Ehefrau Sittah Thoß, geb. Wöhler, in Neuruppin geboren. Von 1917 bis 1927 besuchte ich das Lyzeum in Guben. Nach einer zweijährigen Unterbrechung und einer einjährigen Vorbereitung für die Oberstufe trat ich in die Obersekunda des Kottbuser Oberlyzeums ein und legte dort Ostern 1933 meine Maturitätsprüfung ab. Im Anschluß daran ging ich bis zum Herbst 1933 in den freiwilligen Arbeitsdienst. Im Wintersemester 1933 ließ ich mich bei der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin immatrikulieren, um Staatswissenschaften und Philosophie zu studieren. Im Sommersemester 1935 studierte ich in Marburg, im Wintersemester 1935 kam ich an die Friedrich-Wilhelm-Universität zurück, um mich hier für die Ablegung der Dr.-phil.-Prüfung vorzubereiten.